
P. o. germ.
1925
𝔛/1





# Die
# Tochter des Spielers.

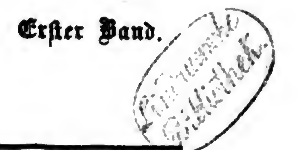
# Die Tochter des Spielers.

Roman

von

Luise Ernesti.

Erster Band.



Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1862.

Motto:

„Sei Deiner Welt, so viel Du kannst, ein Engel,
Dann wird sie Dir, trotz aller ihrer Mängel,
Soviel sie kann, ein Himmel sein.“






# Erstes Kapitel.

Das am Neumarkt zu Cöln gelegene, alte berühmte Haus der Ritter von Haquenay, aus dessen hohem Giebelfenster noch bis auf den heutigen Tag derselbe hölzerne Schimmel herabschaut, der in früheren Jahrhunderten als Zeichen eines in den Mauern des Hofes Statt findenden Turniers auf die Zinne des breiten Thurmes gestellt wurde, welcher weit über die Ritterburg hinausragte, — dieses Haus hat im Laufe der letzten Decennien Veränderungen erlitten, von denen zu Ende des Decembermonds im Jahre 1835 noch nicht die Rede war.

Zu damaliger Zeit hatte das altersgraue Gebäude mit seinen vorspringenden Erkern, seinen langen Seitenflügeln, dem durch hohes Eisengitter abgegrenzten Hofe und kleinen zierlichen Garten vor dem Hause, sowie dem großen, weitläufigen, von starken

Mauern umgebenen Garten hinter dem Hause ein schloßähnliches, alterthümliches Aussehen. Bei Anlegung der jetzigen Richmondstraße verschwand ein Theil dieses alten Baus ganz; der andere erhielt jenes moderne Aeußere, das ihn nun in Nichts mehr von allen übrigen Häusern der Jetztzeit unterscheidet und wäre nicht jener alte Schimmel noch an seinem Platze geblieben, stände er nicht als letzter Repräsentant der Sitten und Gebräuche vergangener Zeitepochen auf der luftigen Höhe des Söllers und schaute ruhig hinab auf die Menschen, welche so oft staunend und neugierig zu ihm emporblicken, — versinken würde bald, im Alles verschlingenden Strome der Zeit, dann auch wohl die letzte Erinnerung an das einst so blühende, stolze und kühne Geschlecht der Ritter von Haquenay.

So freundlich und wohnlich die ehemalige Ritterburg gegenwärtig aussieht, so licht und hell ihre erleuchteten Fensterfronten jetzt allabendlich durch Nacht und Dunkel strahlen, so grau und düster, so finster und unheimlich tauchte das alte Gebäude am Christabend des Jahres 1835 aus den hohen Schneemassen empor, die der Sturm in Hof und Garten zu mächtigen Hügeln zusammen geweht.

Aber düstrer noch und trostloser wie von Außen sah es in dem einen Hinterzimmer der ersten Etage des Hauptgebäudes aus, dem Einzigen, das zu jener Zeit in dem ganzen Hause bewohnt war. Dort brannte zur Feier des Christabends kein Tannenbaum, — dort herrschte keine Christfreude, und zu der antiken Pracht, mit der der hohe weite Raum bei seinem Bau einst ausgestattet worden, zu der wundervollen Stuccaturarbeit der Decke, den mit Arabesken und Schnörkeln so reich verzierten Thüren, zu den dicken vergoldeten Ledertapeten, — zu all diesen Überresten vergangenen Glanzes stand die armselige Einrichtung des Gemachs im schreiendsten Widerspruche. Nur eine große Pedalharfe von antiker Form und kostbarer Ausstattung, die gegen eine der kahlen Wände lehnte, paßte zu den herrlichen Überresten vergangener Jahrhunderte; diese Harfe abgerechnet trug das ganze Zimmer das Gepräge höchster Armuth, den Stempel größter Vernachlässigung.

Das Ameublement bestand einzig aus einem einfachen hölzernen Tische, zwei alten Polsterstühlen, deren Überzüge zerrissen waren, und einem Lager von Stroh, in elender Bettstelle. Verschiedene Stücke Papier, Fetzen Zeuges und Strohhalme lagen in

der Stube verstreut, deren Fußboden mit Staub bedeckt, mit Schmutz- und Fettflecken übersäet. Eine eisige Kälte herrschte in dem großen Raume, den nur nothdürftig der schwache Schein eines trübe brennenden Öllämpchens erleuchtete und dessen flackerndes Licht auch von Zeit zu Zeit einen hellen Reflex auf das düstere und bleiche Antlitz einer Frau warf, die mit gerungnen Händen dort auf und ab schritt, mitunter in tiefe Gedanken verloren stehen blieb oder mit dem starren trostlosen Blick der Verzweiflung um sich, auf die kahlen Wände des Zimmers schaute.

Gleich der Treue und Beharrlichkeit des Schattens glitt die zarte, schmächtige Gestalt eines kleinen Mädchens neben der Frau her, das dem äußern Anschein nach höchstens sieben Jahre zählte, in Wahrheit aber dem zehnten nicht mehr fern stand. Das Kind hatte feine durchgeistigte Züge, außerordentlich reiches dunkles Haar und große lichte Augen, mit schön gezeichneten Brauen und langen schleierartigen Wimpern. Trotz dieser Vorzüge war es beim ersten Anblick nicht hübsch zu nennen, denn es sah matt, krank, geisterhaft blaß aus und war von erschreckender Magerkeit. Anziehend wurde die Kleine durch

ihr Wesen, rührend durch ihre Anhänglichkeit. Sie verließ die Frau nicht eine Sekunde, ging still neben ihr, stand schweigend neben ihr, blickte dorthin, wohin Jene schaute, sah sie angstvoll an, wenn ihr Auge so düster am Boden haftete und nur wenn die Frau von Zeit zu Zeit in eine Art von Weinkrampf verfiel, bat sie flehend: „Mutter, Mutter, sei doch nicht so traurig!“

Die Angeredete schien dem sanften Zuspruch ebenso unzugänglich, wie theilnahmlos bei den Liebkosungen der Kleinen; unwillig machte sie oft ihre Hand von der des Mädchens frei und ein hartes barsches: „Laß mich in Ruhe!“ war die einzige Antwort auf den Ausruf der Liebe und die Beweise der Zärtlichkeit.

In dieser Weise war der Nachmittag vergangen, der Abend hereingebrochen und noch immer hatte das Kind sich durch keine Härte, keine Lieblosigkeit zurückschrecken lassen, immer von Neuem hatte sie gebeten: „Sei nicht so traurig!“ Bei einem neuen Anfall leidenschaftlichen Schmerzes, ergriff sie abermals die Hände der Mutter und liebevoll zu ihr emporblickend sagte sie im Tone festesten Vertrauens: „Es kann ja anders, wieder besser werden!“

Die Frau blickte auf das Kind und fragte bitter: „Anders, besser werden? — wodurch?

„Der liebe Gott kann uns helfen! vertraue ihm liebe Mutter!“

Die Frau lachte kurz und höhnisch, legte ihre Hand schwer auf das Haupt der Kleinen und ihr fest in's Auge sehend, sprach sie düster und langsam: „Wie lieb der liebe Gott ist, wie er hilft, davon haben wir Proben! — Schweig mir daher von Vertrauen zu ihm, er hilft uns nicht, — uns hilft weder ein Gott, noch ein Mensch! Die Güte und Barmherzigkeit des Himmels ist so groß, wie die der Erde; sie ist hier wie dort ein leerer Schall — ein Nichts, — ein Blendwerk, das sich die Phantasie der Menschen als Spielzeug erschaffen.“

Sie ging weiter, traurig blickte das Mädchen ihr nach, trat dann zum Fenster und durch eine kleine Öffnung an der unteren Scheibe, die nicht mit Eis überdeckt, schaute ihr von Thränen umschleiertes Auge in die Finsterniß.

Mit schwarzen Wolken war der Himmel verhangen, der Sturm heulte und seine Gewalt bog die entlaubten Äste der alten Bäume des Gartens, welche, von Schnee und Eis krystallisirt, mit weiß-

lichem Schein durch das tiefe Dunkel des Abends schimmerten.

Was die Kleine dachte, wie sie in dem öden kalten Zimmer am Simse des Fensters lehnte, wußte sie in den Augenblicken selbst kaum, als Sekunde sich an Sekunde reihte und langsam zur Stunde gestaltete. Und doch war's diese Stunde ihres Lebens, an die sie in kommenden Jahren so oft zurückdachte — diese Stunde ihres Daseins, die, so traurig und dunkel in der Gegenwart, sich dennoch später so licht und hell aus den Schatten ihrer Vergangenheit hervorhob und immer von Neuem einen glänzenden Lichtstrahl in ihre düster verschleierte Zukunft warf.

Geräusch störte das Sinnen des Kindes. Laut und polternd fiel ein schwerer Gegenstand zu Boden, schrill und disharmonisch ertönte das Zerreißen von Saiten; schnell wandte sie sich um. Ihre Mutter stand vor einem geöffneten Wandschrank, dessen Thüre die Harfe berührt und umgestoßen hatte. Wie ein Pfeil flog das Mädchen auf das am Boden liegende Instrument zu, über dessen Saiten leise verhallend klagende Töne zitterten, richtete die Harfe wieder empor, lehnte sie gegen die Wand

und betrachtete traurig die lose herabhängenden Saiten.

„Sind viele gesprungen?“ fragte die Frau.

„Sechs — nein sieben!“ entgegnete das Kind wehmüthig.

Die Frau trat hinzu, betrachtete den Schaden und sagte dann vor sich hin: „Nun wird sie erst Niemand kaufen.“

„Du wolltest sie doch nicht verkaufen Mutter? — Nein thu das nicht, ist Dein Spiel doch unsere einzige Freude.“

„Deine Freude, Valentine.“

„Und nun werde ich sie nicht mehr haben.“

Das Kind kniete neben die Harfe hin und weinte bitterlich. Der Frau schien das Weh des kleinen Mädchens nah zu gehen, sie beugte sich zu ihr nieder und sprach weicher:

„Weine nicht, Valentine, ich gehe aus, bringe Dir vielleicht neue Saiten mit.“

„Du willst ausgehen?“ rief das Kind emporspringend, „o nimm mich mit!“

„Das geht nicht! — auch hoffe ich, nicht zu lange auszubleiben.“

Die Frau entnahm dem Wandschranke einen

Mantel und langen schwarzen Spitzenschleier, hüllte sich fest und dicht in Beides, reichte dem Kinde die Hand und näherte sich der Thüre. Die Kleine folgte ihr und sagte zaghaft: „Ich bitte Dich, mich nicht einzuschließen!"

„Weshalb? — That ich's doch immer."

„Thu's heute nicht, liebe Mutter!"

„Aus welchem Grunde?

Das Kind schwieg, hing sich fest an die Mutter und sah mit flehendem Ausdruck zu ihr empor.

„Halt mich nicht auf, Valentine; Du weißt, ich habe keine Zeit zn verlieren."

„Ich weiß ja Nichts, liebe Mutter; sag mir, wohin Du gehst, was Du thun willst."

„Hast Du vergessen, daß heut die Frist zu Ende ist, morgen früh spätestens mein Brillantkreuz eingelöst werden muß?"

„Nein — aber — —

„Laß mich, Kind, ich muß das Kreuz haben, ich muß es einlösen."

„Das Brillantkreuz einlösen? — Hast Du denn Geld?"

Die Frau erbleichte auffallend, ein convulsivisches

Zittern durchflog ihren Körper und rasch wandte sie sich ab.

„Du hast also Geld?" rief die Kleine freudig.

„Nein Valentine, noch habe ich keins."

„Nicht? — mein Gott Mutter wie — "

„Frage nicht! ich hoffe Geld zu erhalten."

„O möchtest Du's bekommen, denn hast Du Dein Kreuz wieder, wirst Du auch froher sein."

„Froh? — ach nein mein Kind, froh würde ich es nach dem heutigen Abend nie wieder betrachten können."

Der düstere gepreßte Ton der Stimme ängstigte die Kleine; sie umschlang die Mutter fester; sie bat dringender: „Laß mich mit Dir gehen!"

„Nein, nein, Valentine!" —

Das Kind bemerkte jetzt die fast aschfarbene Blässe im Gesichte der Mutter; ahnte Trauriges und rief im Tone höchster Seelenangst: „Wie siehst Du aus, was hast Du vor, Mutter?"

Die Frau verbarg ihr Antlitz in beide Hände; doch im nächsten Moment blickte sie wieder empor, sah das Kind ruhig an und sprach gefaßt:

„Ich sagte Dir ja, ich müsse mein Kreuz haben

und bin in Angst, nicht die ganze Summe zu erhalten, so klein sie dieses Mal auch ist."

„Sonst Nichts? — Du bist nicht krank, Mutter?"

„Beruhige Dich und laß mich jetzt gehen."

„Du schließt mich aber nicht ein?"

„Dann sage mir wenigstens, weshalb Du es heute nicht willst."

„Ich schickte der Schwester Cäcilie heute die fertig getuschten Bilder nach dem Kloster und ließ sie bitten, mir Kohlen dafür zu geben; sie sendet sie gewiß noch heute Abend."

„Laß sie vor die Thür hinlegen; ich mag Dich nicht allein lassen."

„O bitte Mutter, nur heute schließ mich nicht ein."

„Du hast noch etwas Anderes?"

„Wenn Du zurückkommst, liebe Mutter, wirst Du Alles sehen; o frage nur jetzt nicht! es soll ja eine Überraschung für Dich sein."

„Eine Überraschung?" fragte die Frau nicht ohne Erstaunen.

„Heut ist doch Christabend!" betonte die Kleine."

Die Frau strich mit der Hand die Stirn. „Ja, ja Weihnachten ist!" sprach sie leise, und setzte trau-

rig hinzu: „Ich habe Nichts für Dich, mein Kind, gar Nichts! — Diese furchtbare Zeit — diese letzten schrecklichen Tage, wo man mir Alles, Alles genommen — unsere Noth! o Valentine, ich habe gar nicht an Weihnachten gedacht!“

„Das schadet nichts, liebe Mutter, wir werden uns nachher zusammen freuen! komm nur bald zurück!“

Sinnend ruhte das Auge der Frau auf dem plötzlich durch Freude verklärten Antlitz des kleinen Mädchens; sie schien das Kind nicht zu begreifen; dann zuckte sie, wie vom Blitzstrahl getroffen, zusammen, weit öffneten sich ihre großen dunkeln Augen und mit herzzerreißendem Ton rief sie: „Valentine!“

„O Mutter, was ist Dir, was hast Du?“

Die Frau ergriff mit leidenschaftlicher Heftigkeit den Arm des Mädchens und entgegnete fast wild: „Valentine! Er, er ist doch nicht da und Du —“

Sie stockte, von innerer Erregung übermannt rang nach Athem und lehnte gegen die Thüre.

„Wer soll da sein?“ rief die Kleine erschrocken und sah mit Entsetzen um sich.

„Du fragst noch, solltest nicht wissen, wen ich meine.“

Ein Lächeln glitt über das bleiche Gesicht des

Kindes: „Ah jetzt weiß ich, was Du dachtest, Mutter, Du glaubtest der Va —"

„Halt! nenne ihn nicht!" schrie die Frau heftig, „nenne ihn nicht mit einem Namen, der dem Verworfenen nicht mehr gebührt."

Das Lächeln erstarb auf den Zügen des Mädchens, jedes weitere Wort auf ihren Lippen, sie starrte ihre Mutter an, starrte noch auf die Stelle, wo Jene gestanden, als sie sich schon lange entfernt und die Thüre hinter ihr geschlossen hatte.

„Ihn nicht mehr nennen! — Er ein Verworfener!" wiederholte sie endlich leise; Thränen feuchteten ihr Auge, sie faltete die kleinen Hände, sank auf die Knie und rief schluchzend: „O Gott, Du kannst helfen, hilf mir! ich ertrage das nicht, mir bricht das Herz."

„Nicht ertragen! — das Herz brechen!" — Unglückliche Valentine! so jung noch und so Schweres schon zu tragen, daß die Last des Schmerzes Dich ganz niederbeugt! — — glückliche Valentine! — so jung noch, daß Du nicht ahnst, wie lang die Last des Kummers das Herz bedrücken kann, ohne es zu brechen.

---

## Zweites Kapitel.

---

Wo in Cöln am Christabend des Jahres 1835 Tannenbäume gebrannt, — ihre Kerzen waren erloschen, wo lauter Jubelruf erschallt, — der erste Freudenrausch hatte sich gelegt; stiller und ruhiger, wie in den Häusern, war es auch in den Straßen geworden und der Christabend, von so Vielen herbeigesehnt, neigte sich mehr und mehr seinem Ende zu.

In der zehnten Stunde war's, als ein Mann rasch über den ziemlich leeren Neumarkt schritt, am Gitter des Haquenayschen Hauses inne hielt und empor zur dunkeln Fronte des Hauptgebäudes sah. Der laute und heftige Ausruf: „Verfluchte Bettelei!" machte ihn aufmerksam auf eine Gestalt, die, nur wenige Schritte von ihm entfernt, gegen das hohe Eisengitter lehnte, das Hof und Gärtchen von der Straße schied. Es war eine Frau, dicht in Man-

tel und Schleier gehüllt, den Rücken ihm zugewendet, und er bemerkte nur, daß sie ihre Hand einem Vorübergehenden entgegengestreckt, der einen kostbaren Pelz trug und mit diesem Ausruf stolz und unwillig an der mit stummer Geberde Flehenden vorüber eilte. Betend oder verzweifelnd falteten sich die Hände der Frau und der Ausruf: „Fünf Thaler! o nur fünf Thaler!" glitt nach den harten Worten des Vorübereilenden leise über ihre Lippen.

„Fünf Thaler!" wiederholte der Mann in Gedanken; — „fünf Thaler?" wiederholte laut und lachend ein junger Bursch in Arbeitertracht, der in dem Augenblick an der Frau vorüberschritt. Sie sah rasch zu dem Handwerker empor und entfernte sich dann ebenso schnell von ihm nach der entgegengesetzten Seite, wo der Mann stand. Der Bursche ging ihr nach, die jetzt, ungefähr am Ende des Gitters angelangt, stehen blieb und setzte munter hinzu: „Bist Du jung und hübsch, sollst Du einen Thaler haben!" und bei diesen Worten zog er den Schleier von ihrem Gesichte.

Ehe noch der Mann, der die Scene beobachtet, der Frau zu Hülfe eilen konnte, schützten sie zwei Herren. Militairmäntel umhüllten ihre Gestalten;

sie trugen Reisesäcke und kleine Tornister. Der Eine stellte sich vor die Frau, die hastig ihr Antlitz unter dem Schleier verbarg, der Andere schleuderte den jungen Handwerker zur Seite und rief verweisend: „Unglück und Armuth sollten Euch mindestens heilig sein, wenn Ihr auch schon nicht das Geschlecht ehrt.“

„Bah, bah!“ entgegnete der junge Bursche lachend, „ereifert Euch nicht wegen des alten häßlichen Weibes, mein Herr!“ Dabei schwenkte er sein Mützchen und lief pfeifend fort. Auch die beiden Officiere gingen weiter und indem sie an dem Manne vorüber kamen hörte er den Einen fragen:

„Hast Du noch Geld, Harald?“

„Ich gab das Letzte dem Postillon, bester Roderich!“ entgegnete der Andere.

Sie entschwanden bald dem Blicke des Mannes, der noch immer am Gitter stand. Eine kurze Zeit blieb dieser noch an seinem Platze, beobachtete die Frau, die so Manchem noch vergebens ihre Hand entgegenstreckte, dann zog er einen Geldbeutel hervor und obgleich Nichts in seiner äußeren Erscheinung zu dem Glauben berechtigte, daß er Geld entbehren könne, trat er doch plötzlich zu der Tiefverschleierten

und legte die Börse mit den Worten: „Armes Weib!“ auf ihre gefalteten Hände.

Die Arme, die seit länger als zwei Stunden an der Stelle stand, die Ausbrüche des Unwillens ruhig hingenommen, bei der Rohheit des Arbeiters geschwiegen, die jetzt ergeben und hoffnungslos vor sich hinstarrte, den Kopf tief auf die Brust geneigt hatte, erbebte bei dem unvermutheten Zuruf des Mitleids und war sichtlich überrascht, eine Gabe ganz plötzlich ohne Bitte — mit diesen Worten zu erhalten. Schnell und lebhaft blickte sie empor, um sich, der Geber hatte sich bereits abgewandt und ging schnellen Schritts das Gitter entlang.

„Armes Weib!“ wiederholte sie leise und düster zu Boden blickend, setzte sie fast mit ersterbender Stimme hinzu: „ich unglückseliges Weib!“

Der Mann trat durch das Gitterthor in den Hof. Als er den Haupteingang des Hauses erreicht, schaute er sich unwillkührlich nach Derjenigen um, der er sein Geld gegeben; er sah ihre dunkle Gestalt am Gitter lehnen; ihm war, als höre er den Ton unterdrückten Schluchzens. Erregter, wie vielleicht zu jeder andern Stunde seines Lebens, wandte er sich in dem Augenblicke von dem Bilde des Leids und

Schmerzes ab, denn ihm fiel wiederum ein, an was er an dem Abend schon so oft gedacht, daß es der Geburtstag des Heilandes, des Erlösers sei.

„O Sohn Gottes, erlöse sie von ihrer Qual — rette auch mich!" lautete sein stummes Gebet, als er den Versuch machte, in die Hausthüre des Hauptgebäudes einzutreten. Der Versuch mißlang; die Thüre war verschlossen. Rasch ging er zu der kleinen Pforte im Thurme, doch auch diese ließ sich nicht öffnen. Nun blieb nur noch ein Mittel, sich Eintritt in das Gebäude zu verschaffen, — durch den Garten hinter dem Hause. Der Mann näherte sich daher jenen mächtigen Thorflügeln, die wohl einst das Hauptportal der alten Burg gewesen und den Eingang zu der weiten großen Halle gebildet haben mochten, die nun als Wagenschuppen benutzt wurde. Der Riegel dieses Thors ließ sich zurückschieben. Der Eindringling, dem die Lokalität des Orts genau bekannt sein mußte, fand aus der alten Halle Ausgang in den Garten. Mit beflügeltem Schritt eilte er über dessen schneebedeckte Pfade, hatte bald die Hinterpforte des Hauses vor Augen und kaum gewahrte er einen schwachen Lichtschein an zwei der hohen Fenster, so lief er einer kleinen

Pforte entgegen und gelangte durch diesen Eingang, der weder Thür noch Schloß hatte, in das völlig finstere Haus. Er fand sich in den dunkeln Gängen des Parterres zurecht, erreichte die Treppe, flog deren Stufen mehr empor, als daß er ging und stand in der nächsten Minute schon vor der hohen Flügelthüre des Gemaches, durch deren Spalten ein schmaler Lichtstreif sichtbar wurde. Ohne Zögern legte er seine Hand an den Drücker des Schlosses; doch hastig zog er sie plötzlich wieder zurück.

Keine Einwirkung von Außen hatte diese rückgängige Bewegung veranlaßt, die im ganzen Hause herrschende Todtenstille war durch keinen Laut, kein Geräusch unterbrochen worden, — zurückgeschreckt von dem Gemache hatte ihn einzig und allein ein Gedanke, der Gedanke: wie die Bewohnerin jenes Zimmers ihn aufnehmen werde? — —

An diesen einen Gedanken reihten sich mehrere, — Glied an Glied schloß sich eine lange Kette trauriger Erinnerungen und die Bilder, die eine lebendige Phantasie auf jenem finstern Corridor von dem Empfange entwarf, der seiner gewiß, waren so schrecklich, daß er in der einen Sekunde das Antlitz in beiden Händen verbarg, wie wenn er sich dadurch dem Anblick ent-

ziehen könnte, der an seinem geistigen Auge vorüberglitt, — im andern Moment aber, wie von Furien gejagt, der Treppe entgegenstürzte. Ohne Zweifel würde er, so rasch wie er gekommen, wieder hinabgeeilt sein, wenn sich nicht in demselben Augenblick, wo er die erste der Stufen betreten wollte, jene hohe Flügelthüre geöffnet hätte, von der er so eben zurückgewichen und in ihrem breiten, dunkeln Rahmen die zarte Gestalt eines Kindes erschienen, das eine kleine Lampe hoch empor haltend, mit weicher Stimme fragte: „Bist Du da liebe Mutter?"

Bevor der Mann Zeit gewann, durch einen Laut dem maaßlosen Entzücken Ausdruck zu geben, das seine Brust bei dem Anblick des kleinen Mädchens durchströmte, — bevor er die geringste Bewegung machen konnte, dem Impulse seines Herzens zu folgen, ihr entgegen zu eilen und sie in seine Arme zu schließen — da antwortete bereits auf die Frage des Kindes eine harte klanglose Stimme von der dunkeln Treppe aus: „Ja, ich bin's Valentine!"

Wie durch Zauber gebannt, verharrte der Mann an der Stelle, starrte in den Raum, aus dem langsam eine Gestalt emporstieg; das Kind aber eilte flüchtigen Schritts über den Corridor und der

schwache Schein seiner kleinen Lampe warf bald hinreichendes Licht auf die beiden Personen, die sich jetzt dort gegenüber standen.

So ärmlich auch die Erscheinung dieser Beiden war, sie trug dennoch das Gepräge des Vornehmen, des Aristokratischen, so vernachlässigt Beider Äußeres, man sah auf den ersten Blick, daß Beide einst bessere Tage gekannt. Sein Rock war fadenscheinig, unausgebürstet, seine Beinkleider von Sommerstoff, die Stiefel von Glanzleder, ohne Glanz und zerrissen, die feine Blouse von Leinen unsauber, der seidne Hut abgetragen, Haar und Bart ungepflegt. Die Kleidung der Frau zeigte gleiche Unordnung, ihr altmodischer Mantel war an vielen Stellen zerrissen und auch der lange schwarze Spitzenschleier, der in weichen Falten ihr Gesicht umwallte, hatte vom zerstörenden Einfluß der Zeit gelitten. Der Mann sowohl, wie die Frau, mußten aber einst sehr schön gewesen sein, bevor starke Leidenschaften entstellende Furchen durch ihre edlen fein geschnittnen Züge gezogen und sie frühzeitig gealtert hatte. Beide standen erst in ihrem fünfunddreißigsten Lebensjahre, sahen jedoch aus, als wären sie hohe Vierziger. Sein Gesicht hatte sich indessen größern Reiz be-

wahrt, trug inmitten seiner Verwilderung noch den Ausdruck der Güte, hatte einen Zug tiefer Melancholie, der es anziehend machte; aus ihrem Gesichte hingegen sprach nur Härte, Trotz und finstere Leidenschaft.

Als sie vor ihn hintrat mit dem bleichen, verfallenen Antlitz, das durch die dunkle Umhüllung noch unheimlicher wurde, als sie ihn scharf fixirte, — dann hastig zurückwich, Überraschung und Zorn aus ihren düstern Augen flammten, da schaute er nicht, wie bei ihrem Kommen, mit Entsetzen in das finstere, leidenschaftliche Gesicht, sondern sein Auge heftete sich immer prüfender, immer angstvoller auf ihre dunkle verhüllte Gestalt, die ihm in Flammenzügen ein Bild vergegenwärtigte, das er erst vor Kurzem erblickt.

Dieser wechselnde Ausdruck in seinen Zügen, sein tödtliches Erbleichen, bewirkte auch plötzliche Veränderung in den ihrigen. Eine schreckliche Vermuthung fiel dem Blitzstrahl gleich in ihre Seele und schmetterte sie nieder; mechanisch griffen ihre Hände nach einem Halt, umklammerten das Geländer der Treppe und dabei entsank ihren zitternden

Fingern, was diese bis dahin gehalten: „Ein Beutel mit Geld.“ Klingend fiel er zu Boden.

Ein Zweifel, der momentan die Brust des Mannes entlastet, die fast zersprang bei dem Gedanken, in der Frau jene Flehende wieder zu erkennen, die er vor wenigen Minuten am Gitter des Hofes gesehn — dieser Zweifel entschwand vor der entsetzlichen Gewißheit. Hätte sich aber plötzlich ein Abgrund zu seinen Füßen geöffnet, er hätte nicht verzweiflungsvoller in die todtbringende Tiefe starren können als auf jene Stelle, wo die Börse lag; wenn eine Schlange unvermuthet die Frau umwunden, sie hätte nicht markdurchdringender aufschreien können, als in der Sekunde, wo der Beutel ihrer Hand entfiel. Ein convulsivisches Schluchzen folgte ihrem Schrei und das rüttelte den Mann aus seiner Starrheit empor; mit dem Ausdruck tiefsten Mitleids näherte er sich der Gebeugten und sie zärtlich umfassend, rief er im Tone der innigsten Liebe: „Julie, meine Julie!“

Mit Hast entriß sie sich den sie umschlingenden Armen und schrie, als vertheidige sie ihr Leben gegen andringende Mörder: „Zurück! rühr' mich nicht an.“

„Julie!“ sprach er weich und sanft, „mein theures Weib, mein armes Weib!“ setzte er innig hinzu.

Sie zuckte zusammen, flammendes Roth überflog einen Moment das ganze Gesicht, machte aber dann von Neuem der tiefsten Blässe Platz und stolz, fast kühn das Haupt erhebend, fragte sie mit eisiger Kälte: „Was suchen Sie in diesem Hause, Vicomte von Saint Allande?“

„Vicomte von Saint Allande?“ wiederholte er traurig und vorwurfsvoll.

„Ich bezeichne Sie damit als Das, was Sie fortan für mich sind.“

„Julie! um der ewigen Barmherzigkeit willen nicht diesen Ton, nicht dieses Wesen.“

„Mit dem Ton und Wesen, das Ihr Benehmen mir gegeben, frage ich Sie noch einmal: Was suchen Sie hier?“

„Mein Gott ich kam, Dich — unser Kind wiederzusehn.“

Sie riß das Kind zu sich und erwiederte leidenschaftlich: „Hier sind wir, Gattin nnd Tochter, sieh uns an! — und dann geh!“

„Ich kam, bei Weib und Kind zu bleiben, kam nur — —“

„Um so rasch wie möglich uns zu verlassen! So nur darf und soll's sein! also fort — fort auf immer!“

„Nein, nein!“ schrie das Kind, „Vater geh nicht fort, bleib! Mutter, Mutter, heiß ihn nicht gehn.“

Die Kleine entriß sich den Händen der Frau, stürzte auf den Mann zu, umschlang seine Knie und rief immer dringender, immer flehender: „Bleib! geh nicht wieder fort, lieber Vater!“

Der Vater erhob sein Kind vom Boden, drückte die Flehende an sich, küßte mit feuchtem Auge das kleine blasse Gesicht und indem die zarten Arme seiner Tochter ihn fest und fester umschlangen, vergaß er, daß sein Weib ihn aus den ihrigen gestoßen, — vergaß, daß sie ihn auf ewig verbannen wollte.

Mit dem Blicke des Neides, mit den Augen des Hasses sah die Frau auf Mann und Kind und rief bitter: „Die Scene ist gut einstudirt! — Das also, Valentine, war die mir zugedachte Weihnachtsüberraschung!“

„Ich sah Valentine erst jetzt!" versicherte der Mann.

„Erst in dem Augenblicke, wo Du zurückkamst sah ich den Vater!" betheuerte die Kleine.

„Lüge nicht!" rief die Frau heftig, erfaßte den Arm des Mädchens und riß sie an sich.

„Sie spricht die Wahrheit, Julie!" sagte er ernst.

„Die Wahrheiten meiner Tochter kenne ich, wenn sie unter Ihrem Einflusse steht!" antwortete sie höhnisch.

„Mutter, gewiß —"

„Schweig!" unterbrach die Frau das Kind, „schweig und folge mir im Augenblick in unser Zimmer! Sie aber Vicomte von Saint Allande, bereiten Sie mir nie wieder ähnliche Überraschung wie heute, Sie würden mich nur dazu zwingen, die Gerichte gegen Sie in Anspruch zu nehmen."

Sie schritt ihrer Stube zu, der Mann eilte ihr nach, erfaßte ihren Arm und fragte mit bebender Stimme:

„Und Du vermagst es wirklich, mich nach so langer Trennung von Dir fort zu schicken — in dieser Weise fort zu schicken?" —

„Und Sie vermögen in klagendem Tone von dieser Trennung zu sprechen — einer Trennung, die einzig und allein Ihr Thun und Treiben herbeigeführt?“ —

„Julie, ich bat Dich damals, bei mir zu bleiben!“

„Ich konnte das nicht, denn um das Weib eines Croupiers zu sein, war ich doch zu stolz, trotz meines Elends!“

„Julie, sprich davon nicht — ich habe gefehlt, bereue tief und bitte Dich innig: mir zu vergeben, was ich mir selbst nie verzeihen werde. Sei versichert, ich kehre mit den besten Vorsätzen zu Dir zurück.“

„An guten Vorsätzen waren Sie stets reich, Vicomte von —“

„Nicht mehr diesen Titel, Julie, keine Bitterkeiten mehr! o sag mir ein freundliches Wort, ein einziges!“

„Ich kann nicht! — in meinem Herzen lebt nur der tödtlichste Haß gegen den Mann, der mich so namenlos elend gemacht.“

„Ich will versuchen, gut zu machen, was ich verschuldet, habe nur noch einmal Vertrauen.

„Zu oft hast Du mich getäuscht — ich kann, ich will Dir nicht mehr glauben!“

Sie wandte ihm den Rücken, ging rasch vorwärts. Noch einmal hielt er sie zurück und sagte mit leiser Stimme:

„Gegen die Bitten der Liebe bist Du taub — vielleicht hörst Du den Angstschrei der Verzweiflung! ich bin in furchtbarer Lage, bin flüchtig, — werde wegen bedeutender Wechselschuld verfolgt, — weiß nicht, wohin mich wenden, verstoß mich nicht! nimm mich auf!“

„Das also der Grund Deiner Sehnsucht, Deines Kommens — o hätte mir's doch denken können.“

„Julie!“

„Deine Erscheinung macht der eines flüchtigen Landstreichers Ehre!“ —

„Julie, Erbarmen! — keinen Hohn, keine Vorwürfe! ich bin erschöpft, müde, abgehetzt, hungrig und halb erstarrt vor Kälte! Nimm mich auf!“

„Nein! Nein und tausendmal nein, ich schwur, Dich nie mehr über meine Schwelle zu lassen —“

„Du gelobtest das in einer Stunde der Leidenschaft.“

„Halte meinen Eid aber auch bei ruhiger Ueber-

legung! außerdem bist Du hier nicht sicher, denn auch hier hast Du bedeutende Schulden. Man nahm mir in Folge jener Wechsel, die ich einst auf Deine Bitten, Deine Überredung unterzeichnet, Alles — nahm mir heut das Letzte. Wir haben Nichts als den leeren Raum unseres einzigen Zimmers, haben seit Monaten keinen Pfennig baaren Geldes — aßen seit Wochen wenig — seit Tagen nichts und —"

„O halt ein! sag mir nichts mehr — ich hörte genug."

„Nein, dies Eine mußt Du noch hören: daß, wenn Du außer Noth und Elend auch noch die Schmach über mich bringst, Dich hier im Arrest zu wissen, wenn sich auch noch diese Prophezeiung meines Vaters erfüllt — so schwöre ich Dir: meinem Leben und dem Leben meines Kindes ein Ende zu machen! — Geh also — geh! und komme nie wieder."

„Weib, Weib, wie hart, wie furchtbar Du bist!" rief er schmerzlich, „und wird's Dich nicht einst in Deiner Todesstunde gereuen, heut so — so gegen mich gewesen zu sein?"

„Nein, Victor, nein! denn in meiner Todesstunde werde ich mich noch erinnern, wie Du

gegen Weib und Kind gehandelt und dieser Erinnerung wird das Bewußtsein folgen, nur meine Pflicht gethan zu haben, als ich Dich gehen hieß. Ich habe mir zu fest und heilig gelobt, mein Kind, mein einziges Kleinod, das ich besitze, vor der Schmach zu bewahren: künftig in den Augen der Welt in ähnlicher Weise gebrandmarkt dazustehn, wie ich's durch Dich bin. — Ich kann Valentine nur davor schützen, wenn ich Dich von uns entferne

„Gebrandmarkt? — ich Dich gebrandmarkt?“ fragte er heftig und seine bis dahin ruhigen Züge wurden wild und leidenschaftlich; „wodurch that ich das?“ setzte er zornig hinzu.

„Du kannst noch fragen? — Ist's etwa ehrenvoll, die Frau eines Spielers zu heißen?“

„Das nicht; aber auch nicht so schmachvoll, wie Du annimmst! Der Leidenschaft sind Viele ergeben und darum ihre Familien noch nicht gebrandmarkt.“

„Sind Spieler aber gesunken wie Du, so sind ihre Angehörigen gebrandmarkt.“

„Julie! noch einmal halt ein. Reize mich nicht

so furchtbar! kam ich auch mit dem Vorsatz: viel ertragen zu wollen, so doch nicht Übermenschliches!"

„Übermenschliches nennst Du die Wahrheit? — Bist Du denn nicht so tief wie möglich gesunken — wurdest Du nicht vor einem Jahre der Croupier eines Bankhalters, den Du mir selbst als ehrlosen Menschen — als „falschen Spieler" bezeichnet? — konntest Du tiefer sinken, als in den Dienst dieses Mannes zu treten?"

Er verhüllte sein todtbleiches Gesicht in beiden Händen und kaum sah Frau von St. Allande diese tiefe Wirkung ihrer Worte, so holte sie zum stärksten Schlage aus und rief mit gellender Stimme:

„Ja, ja die Familie solchen Spielers ist gebrandmarkt! und nannte man mich denn auch schon mit Verachtung: „Das Weib des Spielers, so soll Valentine doch nie und nimmer die Tochter eines Spielers" heißen."

Er blickte auf; sein ganzer Körper bebte, jede Muskel des Gesichtes zitterte, er wußte offenbar nicht, was er that, sagte aber mit einer Heftigkeit, einer Leidenschaft, die der ihrigen Nichts nachgab:

„Sie haben Recht, Madame, Ihre Tochter vor

dem Beinamen zu schützen, es wird hinreichendes Brandmal für eine Vicomtesse von St. Allande sein, wenn sie „die Tochter der Bettlerin“ heißt.“

Hätten Blicke, welche die Schärfe des Dolches haben, auch die Macht dieser Waffe, Herr von St. Allande wäre durch die Augen seiner Frau getödtet worden; ihre Blicke hatten diese Macht nicht, er blieb am Leben, sah die Wirkung seiner harten Worte und hatte völlige Genugthuung, wenn auch die traurigste. — — —

Vernichtet, unfähig einen Laut zu erwidern stand sie regungslos da und blickte scheu, angsterfüllt auf ihr Kind.

Valentinens Antlitz hatte eine brennende Röthe überflogen und ihre lichten Augen leuchteten plötzlich tief und dunkel. Den Blick ernst und vorwurfsvoll auf den Vater heftend, sagte sie mit zitternder Stimme:

„Die Tochter einer Bettlerin wird man mich nie nennen, Vater, denn ist meine Mutter auch arm, so bettelt sie doch nicht!“

An seiner Frau lag dem Manne in dem Augenblicke der Heftigkeit nichts — in den Augen seines Kindes aber, das so fest, so treu an ihm hing und

das er innig liebte — wollte er nicht als Lügner dastehn und mit der überzeugenden Macht der Wahrheit in Ton und Wesen, sagte er:

„Sie hat gebettelt! — hat Dir und mir — hat sich selbst diese Schande bereitet.“

Valentinen fiel das Brillantkreuz — fielen die Worte der Mutter ein und zagend, bangend blickte sie jetzt auf Die, welche sie noch eben so entschieden vertheidigte.

Wie so gern wäre die Frau den Augen ihres Kindes mit Ruhe, mit Stolz begegnet, wie freudig hätte sie in dem Moment tausendmal mehr geopfert, als das Kreuz, an dem sie so hing! Die That, die sie mit Schmach bedeckte, war geschehen — ein Gedanke ausgeführt, dessen Tragweite sie in der Verzweiflung nicht erwogen und tief und schwer büßte sie die Folgen ihrer Schuld. — Aber Juliane von St. Allande war kein Charakter, der solche Folgen einer Schuld ruhig, widerstandslos hinnimmt, ruhig, widerspruchslos erträgt. Daher bald zu der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens wieder aufflammend, rief sie heftig:

„Die Tochter einer Bettlerin wird und kann

Dich Niemand nennen, so lang Dein Vater schweigt. Niemand kannte mich, selbst er nicht, als er mir diese Börse reichte. Der Mutter Schmach wird Dich also nicht treffen; des Vaters Laster aber ewig mit dem Namen brandmarken: „Die Tochter eines Spielers!“

„Nein, nein, Mutter!“ schrie die Kleine, „ich kann, ich will nicht so heißen.“

„Du willst nicht?“ lachte Frau von St. Allande höhnisch auf, „wer wird Dich davor schützen? Meinst Du, die Bosheit der Menschen, die so freudig Alles erfaßt, womit sie den Nebenmenschen in den Staub treten kann, ließe sich etwas entgehen? würde Rücksicht auf Deinen Wunsch, Deinen Willen nehmen? — o nein, Valentine! Die Tochter eines Spielers bist Du, bleibst Du. Aber vor Einem schütze Dich der allmächtige Gott — und davor schütze Dich auch selbst, vor dem entsetzlichsten Schicksal, — dem Schicksal Deiner Mutter: „Das Weib eines Spielers zu werden!“

Frau von St. Allande sank nach diesem leidenschaftlichen Erguß zu Boden; ihr durch Noth und Elend fast aufgeriebener Körper, ihr durch Aufregung jeder Art angegriffener Geist hielten diesen

letzten Sturm nicht mehr aus, ein Nebel umhüllte ihre Sinne, eine tiefe Ohnmacht entriß sie der traurigen Wirklichkeit und gab ihr die einzige Wohlthat, die ihr für den Augenblick zu Theil werden konnte — Ruhe! —

---

## Drittes Kapitel.

---

Juliane von Eckardstein hatte im Alter von einundzwanzig Jahren die Bekanntschaft des Vicomte Victor von St. Allande gemacht, zu einer Zeit gemacht, wo ihre alten Eltern gerade die Hoffnung hegten, daß ihre Tochter endlich die Gefühle eines Mannes erwiedern würde, der ihnen von allen Bewerbern der erwünschteste Schwiegersohn war. Dieser, ein Herr von Halden, ehemaliger preußischer Officier, der sich in den Freiheitskriegen durch Tapferkeit bis zum Obristen eines Regiments emporgeschwungen, zählte zu jener Zeit, im Jahre 1822, bereits sechsundvierzig Jahre. Nach beendetem Kriege, Anfang des Jahres 1816, hatte Obrist von Halden zum erstenmale und in einer sehr traurigen Angelegenheit das Schloß des Baron von Eckardstein betreten; er hatte den Eltern die letzten Grüße ihres

einzigen Sohnes zu bringen, der Lieutnant in der preußischen Armee gewesen, in der Schlacht bei Leipzig tödtlich verwundet worden und wenige Tage nachher, in den Armen seines Vorgesetzten, des Obristen von Halden, verschieden war, welchen leichtere Verwundung ebenfalls in's Lazareth gebracht.

Baron von Eckardstein, geborner Rügianer, früherer preußischer Staatsbeamter, hatte sich zu jener Zeit bereits aus seinen dienstlichen Verhältnissen zurückgezogen und lebte auf dem Gute Töndering in Schleswig, welches Besitzthum ihm durch seine Frau, eine geborne Gräfin Tondern zugefallen. Er erkannte den Freundschaftsdienst des Obristen von Halden nach seinem vollen Werthe an, — in einer Weise an, daß dieser nicht bereute, einem sterbenden Kameraden das Wort gegeben zu haben, dessen Eltern alle näheren Nachrichten seines Todes und letzten Grüße selbst zu überbringen. Er fand in dem Gutsherrn einen Mann von reich gebildetem Geist, von ernstem, strengem, fast hartem Charakter; aber einen Edelmann in der vollsten Bedeutung des Worts, in der Frau eine echt weibliche, sanfte, liebenswürdige Erscheinung, in der Tochter, dem letzten Kinde, ein eben erblühendes, liebreizendes

Geschöpf, ein aufgewecktes, lebendiges, geistvolles Mädchen, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Das Bild dieser Familie, die in tiefster Einsamkeit auf dem alten, am Nordseestrande gelegnen Schlosse lebte, hatte auf Obrist von Halden den angenehmsten Eindruck gemacht, es schwebte ihm stets vor Augen. Ein Jahr, nachdem er in Töndering gewesen, zwangen ihn seine im Kriege erhaltenen Blessuren, den Abschied zu nehmen. Er erhielt denselben unter den ehrendsten Verhältnissen mit der Rangerhöhung zum General. Kaum verabschiedet, richtete Baron von Eckardstein und dessen Frau die Bitte an ihn: zu ihnen nach Töndering zu kommen und ferner bei ihnen zu leben.

Erfüllte General von Halden auch diesen Wunsch nicht ganz, so doch zum Theil; er siedelte sich in Schleswig, in der Nähe von Töndering an und war oft wochenlang Gast der Eckardstein'schen Familie. Während solcher Zeiten lernte er Juliane, die Tochter, immer näher kennen und bald empfand er das tiefste Interesse für das junge, schöne Mädchen.

Mit Freuden bemerkten die Eltern die Neigung

eines Mannes, den sie selbst so hoch schätzten und liebten und obgleich General von Halden nicht jung, nicht schön und durch eine breite Narbe im Gesicht sogar etwas entstellt war, legten Vater und Mutter zu viel Werth auf die vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters und Herzens, als daß bei ihnen sein Äußeres in Frage gekommen wäre.

Junge, schöne und reiche Schwiegersöhne hatten Herrn und Frau von Eckardstein zu viel Unglück gebracht, um diese Eigenschaften je dem Gemahl ihrer jüngsten Tochter zu wünschen. Vierzehn und sechzehn Jahre zuvor waren ihre beiden ältesten Töchter an solche Männer vermählt worden, bei deren Äußern und Lebensstellung den anspruchsvollsten Eltern Nichts zu verlangen übrig geblieben wäre. Aber diese beiden Ehen, aus reiner Herzensneigung geschlossen, waren so unglücklich ausgefallen, daß die darob tief bekümmerten Eltern kaum trauriger wurden, als der Tod diese Bande löste.

Seit Jahren schon deckte das Grab den letzten ihrer Schwiegersöhne, Nichts von Außen mahnte Herrn und Frau von Eckardstein an die Leiden der Vergangenheit, große Erbschaften hatten selbst die Verluste vergessen gemacht, die sie pecuniär durch

diese Söhne erlitten; im Innern aber wollten die tiefen Wunden noch immer nicht vernarben, welche Jene ihren Herzen einst geschlagen.

Als ihre jüngste Tochter heranwuchs, übersiedelten Herr und Frau von Eckardstein aus Preußen nach Schleswig, nach Töndering, dem einsam am Meeresstrande liegenden Schlosse, um das einzige Kind, ihre lebendige Juliane, in klösterlicher Abgeschiedenheit, fern vom Geräusch der Welt zu erziehen. Ängstlich mieden sie allen nähern Umgang mit Menschen und hielten sie so viel wie möglich von jedem Verkehr mit der Männerwelt zurück. General von Halden war auserwählt, das ganze Erziehungssystem der besorgten Eltern umzustürzen, — war auserwählt, sogar den Wunsch in ihnen zu erwecken: Juliane vermählt zu sehn.

Freudig begrüßten Herr und Frau von Eckardstein den Antrag Haldens, warm befürworteten sie bei ihrer Tochter seine Werbung und waren auf's Höchste betroffen, auf's Unangenehmste überrascht, daß Juliane nur mit Lachen anhörte, was sie ihr so ernst verkündeten. Das junge Mädchen behauptete, nie im Entferntesten daran gedacht zu haben, daß der „alte General", wie sie ihn nannte, der

ihrer Mutter so geduldig die Lafontain'schen Romane vorlas, mit ihrem Vater Schach und Piquet spielte, sie lieben könne. Freundlich, aber bestimmt, lehnte sie seine Werbung ab, unter dem Vorwande ab: zu jung zur Ehe zu sein und ihre Eltern zu sehr zu lieben, um sich so früh schon von ihnen trennen zu können.

General von Halden, Julianens Eltern hofften vom Einfluß der Zeit Alles für ihre Wünsche; Keiner drang mit Bitten in das Mädchen und der abgewiesene Freier war so klug, nie Groll über den erhaltenen Korb zu zeigen. Er blieb Hausfreund und Jahre vergingen seit dem Antrage, — Jahre, in denen kein Wort von Liebe zwischen ihm und Julianen geredet wurde.

Still, einsam, ohne alle Unterbrechung verfloß diese Zeit, zu einförmig für des Mädchens lebendigen Geist, der sich glühend nach Veränderung sehnte. Während Juliane oft hinausschaute in's weite endlose Meer mit seinen unbegrenzten Fernen, wünschte sie sich hin in die eng umschlossenen Mauern der Städte, wünschte, die tiefe Einsamkeit der Natur gegen den regen Verkehr mit Menschen zu vertauschen.

„Zeigt mir doch die Welt!“ rief sie in solchen Stunden leidenschaftlich ihren Eltern zu, die Nichts von der Welt wissen wollten; und baten diese sie, abzustehn von derartigen Wünschen, die ihr kein wahres Glück zu bieten vermöchten, drangen sie in die Tochter: ihr Schicksal festzustellen und Haldens Frau zu werden, — so entgegnete das junge Mädchen lebhaft: „Laßt mich nur erst andere Männer kennen lernen, damit ich mich selbst prüfen kann.“

„Juliane hat Recht!“ erwiderte General von Halden ernst, wenn sein Freund und Gönner ihm bekümmert die Wünsche seiner Tochter mittheilte und die alte Frau von Eckardstein angstvoll die Hände faltete, daß ihr letztes und einziges Kind in die Welt wolle, die das Verderben ihrer ältesten Töchter gewesen.

Im Anfang des Jahres 1822 erfüllten Herr und Frau von Eckardstein den Wunsch Julianens und führten sie in die Welt. Sie wurde in Berlin bei Hofe vorgestellt und ihre Schönheit, ihr Ruf als Erbin verschafften ihr reichliche Gelegenheit, die Männerwelt kennen zu lernen und prüfen zu können. Das Resultat war ein günstiges — für General von Halden.

Offenheit lag zu sehr in Julianens Charakter, als daß sie ihren Eltern diese Wahrnehmungen hätte verschweigen sollen und deren Freude darüber war leider größer wie ihre Vorsicht, — denn statt, wie es ursprünglich beschlossen war, direkt von Berlin nach Töndering zurückzukehren, willfahrte man bereitwillig dem Wunsche der Tochter, noch einige Wochen auf Reisen zuzubringen.

Des Rheinlands schöne Bäder waren das Ziel, und in Ems, vierzehn Tage vor ihrer Rückkehr in die Heimath, wo die Eltern sich schon in völligster Sicherheit wähnten, daß nun Nichts mehr ihrer Lieblingsidee, — ihrem Lieblingswunsche entgegen treten könne, — da war's, als sie die Bekanntschaft des Vicomte von St. Allande machten, diese ihrer Tochter so gefährliche Bekanntschaft.

Victor von St. Allande, ein junger Mann in Julianens Alter, war der jüngste Sohn einer altadligen Familie Frankreichs, die während der Revolution nach Deutschland geflüchtet war und sich dort ansässig gemacht hatte; er besaß das angenehmste Äußere, die feinsten Formen, einen lebendig sprudelnden Geist und das herzgewinnendste Benehmen.

Herr und Frau von Eckardstein entsetzten sich

fast vor diesen Vorzügen des jungen Mannes; sie fühlten den Zauber seines Wesens, mieden aber instinktmäßig ein Zusammentreffen und suchten allen Verkehr abzuschneiden, als sie hörten, St. Allande sei Spieler, als sie sahen, wie ihre Tochter durch seinen Umgang gefesselt wurde.

Vergebenes Bemühen! — Juliane hatte schon zu tief in die wunderbaren Augen St. Allande's geschaut, und der Eindruck dieses Blicks war zu überwältigend gewesen, als daß die Macht der Worte die Allmacht jener Blicke hätte besiegen können! — Es waren Augen, wie man sie nicht oft im Leben schaut, — Augen, die uns die Ruhe nehmen und doch so wunderbare Ruhe geben, — Augen, die uns ein tausendfaches Glück verkünden und mit dem süßen Wahn bethören, daß sie im Unglück noch beglücken! —

Julianen war, als erschlössen sich ihr erst jetzt die Pforten des Lebens und tauchte sich ihr wonnetrunkner Blick immer und wieder in die lichte Tiefe von St. Allande's glänzenden Augen, so hatte sie jenes überraschende, überwältigende Gefühl, wie sie es so oft am Meere empfunden, wenn die Sonne sich mit ihrem mächtigen Strahl Bahn durch die

Wolken gebrochen, ihr lichter Schein die endlose Fläche überleuchtet und dort warme, glänzende, wunderbar leuchtende Farben hervorgezaubert, wo vordem Alles grau und düster, — kalt und todt gewesen.

So rief St. Allande Gedanken und Gefühle in dem Mädchen wach, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt und als er ihr in glühenden Worten seine Liebe gestand, um Gegenliebe flehte, da wähnte sie nicht mehr auf derselben Erde zu sein, auf der sie bisher gewandelt — ein Himmel hatte sich ihr eröffnet, ein Himmel ungekannten Glücks, nie geahnter Seligkeit! —

In leidenschaftlichem Ausbruch gestand sie ihren bestürzten Eltern diese Liebe und wie erschraken die beiden alten Leute vor diesem glühenden Erguß, vor dieser gewaltigen Erregung. Sie baten, — flehten, dieser unseligen Leidenschaft zu entsagen — vergeblich! — sie schilderten der Tochter das trostlose Geschick ihrer älteren Schwestern — erfolglos! — — und als Nichts half, da nahm Herr von Eckardstein zum Schwersten seine Zuflucht und entdeckte seinem, von blindem Wahn bethörten Kinde ein Geheimniß seiner Familie — ein Geheimniß, dessen verwor-



fener Urheber auch ein schöner, geistvoller Mann, aber auch ein Spieler gewesen!

Juliane hörte Alles an, doch keine andern Worte, als die St. Allande's, machten Eindruck auf sie und vor den glühenden Liebesschwüren des erregten jungen Mannes schwieg jede ernste Mahnung der Vernunft; sie sah nichts von der Verzweiflung ihrer Eltern, — sah nur die Verzweiflung des Geliebten, als ihre Abreise von Ems beschleunigt wurde.

Die Trennung war kein gut gewähltes Mittel, die Liebe im Herzen der jungen Leute zu ertödten; sie schien zu wachsen mit dem Raume, der sie von einander schied.

Zurückgekehrt in ihre Heimath, machte Juliane den General Halden zum Vertrauten ihrer Gefühle für den Vicomte und der treue Verehrer des Mädchens, der nach den Briefen der Eltern ein ganz anderes Geständniß von ihren Lippen erwartet, war bestürzt, entsetzt über dieses Resultat der Reise, jedoch sein edler Charakter bewahrte ihn vor Neid gegen den glücklichen Nebenbuhler und die Güte seines Herzens trug den Sieg davon über das tiefe Weh dieses Herzens, das seit Jahren nur von Julianens Bilde erfüllt gewesen.

Was Halden nun aber auch während der nächsten Monate für Juliane und St. Allande bei Herrn und Frau von Eckardstein zu erlangen suchte — Alles scheiterte an der eisernen Consequenz Beider.

Die ferneren Nachrichten, die die besorgten Eltern nämlich über den jungen Vicomte aus sichersten Quellen einzogen, bestätigten zwar seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, seinen Reichthum und die vollständige Unabhängigkeit seiner Lage, — bestätigten aber auch zugleich die Gerüchte, die bereits in Ems über St. Allande in Umlauf gewesen und welche ihn nicht nur als Spieler, sondern als leidenschaftlichen Spieler bezeichnet hatten.

Um endlich alle Versuche Julianens, alle Befürwortungen und Bitten Haldens für immer abzuschneiden, erklärte Baron Eckardstein eines Tages fest und entschieden: auf seine alten Tage keine Wiederholung des Elends in seiner Familie haben zu wollen, das ihm und seiner Frau schon einmal so vielen Kummer bereitet, ihnen schon vor Jahren das Leben so entsetzlich getrübt und verbittert. Dieser Erklärung fügten Beide noch die Versicherung hinzu: „daß wenn ihre jüngste und einzige Tochter

ihnen das Leid anthue, einen Spieler zu heirathen, sie Julianen wie für sie gestorben betrachten würden."

Juliane theilte, von Schmerz zerrissen, von Verzweiflung erfüllt, dem Geliebten die trostlose Aussicht ihrer Zukunft mit. St. Allande antwortete in den beredtesten Worten: „wie wahre Liebe den Sieg über alle Hindernisse fort trage und wenn sie ihn wirklich so liebe, wie er hoffe und erwarte, sie auch die Kraft haben würde, sich gegen den Willen der Eltern mit ihm zu verbinden." Heiß und glühend flehte er sie an: „ihrer Liebe würdig zu handeln, — die Seine zu werden" und — Juliane widerstand nur kurze Zeit diesem Flehen, — nur so lange, wie Victor von St. Allande die Gewalt seiner Worte nicht mit der unwiderstehlichen Gewalt seiner Rede, seiner Blicke unterstützte! — — —

Im Spätherbst des Jahres 1822 war's, als Juliane an einem dunkeln Novemberabend hin zum Strande des Meeres eilte, um durch den brausenden, wild erregten Ocean die lauten Wehrufe ihres leidenschaftlich bewegten Herzens übertönen zu lassen; — doch ob sie auch an der Stelle stand, wo sie sonst nur Auge, Ohr und Sinn für das Toben der Elemente gehabt — in der Stunde hörte sie nur

den Angstschrei ihrer Seele, den Wehruf ihres Herzens. Inmitten ihrer Qualen, ihrer Leiden fiel plötzlich ihr Blick auf St. Allande, und als sie die Stimme wieder vernahm, die jetzt einzig den Ton in ihrem Inneren anschlug, die Blicke wieder sah, die sie von der Erde fort hinauf gen Himmel trugen, — in den Himmel ihrer Liebe, — ihres Glücks, als St. Allande ihr mit der ganzen glühenden Leidenschaftlichkeit seines Wesens diesen Himmel ausmalte, bald zu ihren Füßen, bald in ihren Armen lag, — da fand sie das Opfer zu groß, dem sie aus kindlichen Pflichten entsagen sollte, entfloh mit ihm — und wurde bald sein überseliges Weib — bald ein unglückliches Weib.

St. Allande war Spieler — blieb Spieler. Der Leichtsinn, mit dem er die größten Summen auf eine Karte setzte, brachte ihn bald um sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen und nach drei Jahren war er völlig mittellos.

Während dieser drei Jahre war jeder Versuch Julianens, sich ihren Eltern zu nähern, erfolglos geblieben, keiner ihrer Briefe beantwortet worden. Man hatte ihr nur die Sachen zugesandt, die sie in früheren Jahren von ihren Eltern zum Geschenk erhalten, ihre Harfe, Bücher, Schmuck, Wäsche und Kleider.

General von Halden, an den sie sich mit der Bitte um Vermittelung gewendet, beantwortete nur den ersten ihrer Briefe, machte ihr die kurze und so traurige Mittheilung, daß sie in der That todt für ihre Eltern sei, er sein Ehrenwort gegeben, nie ihren Namen zu nennen, keinen Versöhnungsversuch zu machen und außer aller Verbindung mit ihr zu bleiben.

Im vierten Jahre ihrer Ehe, im Januar 1826, am äußersten Rande der Armuth, der Nothdurft stehend, — jeden Mittels entblößt, ihre Existenz zu ändern und zu bessern, gab Juliane einem Mädchen das Leben. Dieses Kindes wegen entschloß sie sich, ihre Mutter um Unterstützung zu bitten; sie schrieb ihr, was sie in keinem ihrer frühern Briefe gethan, wie leichtsinnig St. Allande sei, — schrieb, wie arm, wie elend sie wäre und flehte noch einmal aus der Fülle ihres Herzens um Vergebung.

Frau von Eckardstein war nach der Flucht ihrer Tochter krank geworden, seitdem kränklich geblieben und fühlte sich dem Tode nahe, als sie diesen Brief Julianens erhielt. Es war das erste Mal, daß ein Brief ihrer Tochter in ihre Hand gelangte. Als sie die nur zu wohlbekannten, geliebten Schriftzüge erkannte, — erkannte, wie heftig die Hand gezittert,

als sie den Mutternamen geschrieben, — da hatte das Mutterherz nicht die Kraft, den Brief uneröffnet zu lassen und nachdem sie ihn gelesen, einen Blick geworfen in das tiefbekümmerte Herz ihrer Tochter, — als sie den ganzen Jammer ihres Lebens erfahren, da siegte die alte Liebe, da siegte das so natürliche Gefühl der Mutter! — Frau von Eckardstein segnete nicht allein ihre Tochter, — sie rief auch des Himmels reichsten Segen herab auf die Tochter St. Allande's — des ihr so verhaßten Spielers.

Entschlossen, das Schicksal ihrer Tochter zu bessern, wandte sie sich an Jemand, auf dessen thätigsten Beistand sie rechen konnte, einen ihrer Familie treuergebenen Mann, dem sie in früher Jugend einen wesentlichen Dienst geleistet, der ihr schon einmal in schönster Weise die edle That vergolten und ferner ihr zu helfen immer bereit war. Es war ein jüdischer Geldmäkler, der in Hamburg lebte. Ihn ließ sie kommen, in seine Hand legte sie ein neues Testament, ein Document, in dem sie Julianen eine Summe von 40,000 Thalern aussetzte und ihren ganzen Schmuck bestimmte, der dieses Vermögen an baarem Gelde seinem Werthe nach überstieg.

Als vorläufige Unterstützung sandte sie ihrer Tochter tausend Thaler und für ihre Enkelin fügte sie ein kostbares Brillantkreuz bei, das, ein Erbstück des Hauses Tondern, seit zwei Jahrhunderten von Generation zu Generation übergegangen, stets auf die älteste Tochter übertragen worden war und an welches sich die Sage knüpfte: der Besitzerin Glück zu bringen.

Juliane zerfloß beim Anblick dieses Kreuzes in Thränen. Das Geschenk war ihr Beweis, wie völlig ihre Mutter Alles verziehen, war ihr aber auch Beweis, daß sie dem Tode nahe sein müsse, um sich jenes alten Erbstücks berauben zu können, welches sie heilig gehalten wie die Gebote Gottes, und von dem sie sich nie im Leben eine Stunde getrennt.

St. Allande schenkte jenem Kreuze anfangs weniger Aufmerksamkeit, wie dem Gelde und nahm die ganze Summe sofort an sich. Als Juliane sich dem widersetzte und das Geld für sich behalten oder genau wissen wollte, wozu er die Summe gebrauche, da deutete ihr Mann mit höflichen, aber sehr bestimmten Worten an, wie er sie doch während der ganzen Jahre ihrer Ehe erhalten, sie nicht einen Pfennig bisher ihm gegeben und er stets seine Kasse ganz zu ihrer Verfügung gestellt, ohne je darnach gefragt zu

haben, wozu sie das Geld, das sie genommen, verwendet.

Julianens Stolz brauste hoch auf bei diesen Worten, aus denen sie einen Vorwurf heraus zu hören glaubte, einen Vorwurf von dem Manne, dem sie bis dahin trotz seiner tadelnswerthen Handlungsweise nie dergleichen gemacht, den sie nur gebeten und beschworen, sein Leben zu ändern. Ihre Antwort war gereizt, ihr Bestehen, das Geld zu behalten, heftig.

Nun war's an St. Allande, erstaunt auf die Frau zu blicken, die bis zu dem Tage nur seinen Willen als den ihren betrachtet, bei der von Widersetzlichkeit nie die Rede gewesen. Um seiner Würde als Mann Nichts zu vergeben, sagte er, wie sie zu gehorchen und nicht zu befehlen habe und ohne Widerrede ihm das Geld geben solle. Juliane gerieth über solches Gebot außer sich und es fand eine Scene zwischen Beiden statt, die Niemand bei ihrer gegenseitigen Liebe für möglich gehalten.

Tagelang herrschte nach dem ersten heftigen Auftritt eine peinliche Stimmung zwischen dem Ehepaare. Jeder glaubte sich in seinem Rechte, Niemand wollte das erste Wort der Güte sagen.

Diese peinliche Stimmung gestaltete sich noch

drückender, als in den nächsten Tagen Juliane Geld bedurfte, um einem fühlbaren Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen und St. Allande mit einiger Verlegenheit gestand: kein Geld mehr zu haben.

Abermals schrieb Juliane an ihre Mutter; Wochenlang harrte sie vergeblich auf Antwort; da traf die Nachricht vom Tode der Frau von Eckardstein ein, die Kunde davon, daß diese im Testament ihr jene größere Summe vermacht, und so brachte das Ableben der Mutter neues Leben für die Tochter.

St. Allande war überglücklich über die Erbschaft seiner Frau — Juliane glücklich, daß sie ihrem Manne ein fast gleich großes Vermögen zubrachte, wie er besessen. Kurz, wie das reine Glück ihrer Liebe, war aber auch das ungetrübte Glück über den Besitz des Geldes. Juliane wollte die Summe zusammenhalten, St. Allande mit derselben sein verlornes Vermögen wiedergewinnen und binnen einem Jahre hatte er schon mehr als die Hälfte des Geldes verspielt. Juliane bat, flehte, jetzt nicht mehr allein, — sie forderte und verlangte, daß ihr Mann seiner unseligen Leidenschaft entsagen sollte; doch versprach er das auch einem Tage fest: verlockte ihn doch am andern immer und wieder der Dämon des Spiels

und er wurde mehr und mehr das Opfer seiner Schwäche.

Juliane wandte sich in der Verzweiflung ihres Herzens an ihren Vater, schilderte ihm ihre Lage, bat um seinen Schutz — erhielt das Schreiben aber uneröffnet zurück. Noch einige Male versuchte sie, sein Herz zu erweichen und ihn milder zu stimmen, aber alle fernern Briefe hatten das Schicksal des ersten, nur noch von der Postbehörde den Zusatz: „daß Adressat nicht mehr in Töndering". Juliane hielt das für einen Ausweg, sich vor ihren Briefen zu schützen, schrieb dann nur noch einmal an General von Halden. Als auch dieser Brief unerbrochen an sie zurückgelangte, unterließ sie endlich jeden weitern Versuch. So blieb sie sich denn ferner allein überlassen und allein kämpfte sie fortgesetzt um ihr Vermögen, bis der letzte Rest verspielt, bis ein Stück ihres Schmucks nach dem andern versetzt und verkauft, bis der letzte Stein, die letzte Perle verwerthet und das Geld in rouge et noir verloren! — — —

Zehn Jahre war Juliane St. Allande's Gattin und um diese Zeit ebenso arm an Geld, wie sieben Jahre zuvor, bevor sie die Erbschaft gemacht; nur war sie jetzt ganz verarmt an Glück, an Lebens-

freude! — Statt der Liebe wohnte nun Groll im Herzen, und voll tiefer Bitterkeit war ihre Seele gegen den, der sie in solche Noth, in solches Elend gebracht. Ihre fortgesetzte Unfreundlichkeit scheuchte in der Zeit ihren Mann immer wieder aus dem Hause, als er endlich zur Besinnung kommend, mehr das Spiel mied und bei Frau und Kind blieb. Seines Bleibens erwähnte Juliane nie, nur wenn er ging, sprach sie über seinen wiedererwachenden Leichtsinn. Dachte er oft nicht daran, zu spielen, schob sie ihm die Absicht als Grund seines Fortgehens unter, trieb ihn durch Heftigkeit und Reizbarkeit an den grünen Tisch, um dort den Versuch zu machen, Geld zu gewinnen, seiner scheltenden und Noth leidenden Frau Geld bringen zu können und wieder Ruhe zu haben.

St. Allande erspielte sich bedeutende Schulden. Mit dieser Last wuchs die Last von Julianens Leiden, denn die aus jenen Schulden entspringenden Folgen brachten sie, welche von Jugend auf an ein geregeltes Leben gewöhnt, zur Verzweiflung, die Forderungen und Drohungen der Gläubiger versetzten sie in Todesangst.

Ruhelos — heimathlos zog St. Allande mit seiner Frau nun von Ort zu Ort, und waren die

ersten Jahre ihrer Ehe, schon Wanderjahre gewesen, so wurden's die kommenden immer mehr, wo seine Schulden sie von einer Stadt zur andern trieben. Mitunter arrangirte ein bedeutender Gewinn ihre Verhältnisse; doch immer nur auf kurze Zeit und kaum, daß Juliane der bessern Lage froh geworden, stürzte neuer Spielverlust sie in neue und doch so lang bekannte Verlegenheiten.

Für solches Leben der Einschränkung war Juliane nicht erzogen, Entbehrungen lernte sie auch nie ertragen; von Kindheit auf daran gewöhnt, sich nach ihrem Gefallen zu beschäftigen, wurde es ihr in spätern Jahren schwer, Dinge zu thun und zu besorgen, die sonst nur die Dienerschaft ihres Hauses vollzogen. Diese kleinen häuslichen Beschäftigungen wurden ihr immer unleidlicher, je nöthiger sie waren, je ernster und drückender ihre Lage sich gestaltete. Ihr Charakter nahm bei diesen untergeordneten Arbeiten, den Arbeiten einer Magd, eine mürrische, verdrießliche Färbung an. Wie allen vornehmen, verwöhnten Damen erging es auch Frau von St. Allande — ein Leid, das ihr vom Geschick auf silbernem Präsentirteller gereicht worden, — ein Schmerz, der über persische Teppiche zu ihr geschritten wäre, das

Beides würde sie, in solcher Weise geboten, vielleicht auch mit Ruhe hingenommen, mit Würde ertragen haben; doch — als Leid und Schmerz nicht in sammtnem Futteral vor ihr lagen, von kahler Wand, von leerem Tisch sie anstarrten — da war es um den Muth des armen Weibes geschehen — und immer mehr verhärteten sich ihr Herz und Sinn bei dem Kummer und Elend ihres Lebens.

Victor von St. Allande, der seine Frau so weich und zärtlich, so mild und gut gekannt, begriff oft kaum die mit ihr vorgegangene Veränderung; er suchte den Grund ihrer Verbitterung in tausend andern Dingen, nur sich maaß er nie die volle Schuld bei. Sein Leichtsinn und wirklich leichter Sinn halfen ihm über Vieles fort; — er hätte mit trocknem Brode zufrieden sein können, wäre es ihm nur ohne Bitterkeiten, ohne das Salz der Ironie gereicht worden.

Wie jede sanguinische Natur lebte er stets von Hoffnungen, von Hoffnungen auf bessere Tage, und das Morgenroth dieser Zeit dachte er anbrechen zu sehen, wenn sein erzürnter Schwiegervater sterben werde.

Juliane war stets außer sich über diese Spekulation auf den Tod ihres Vaters und jede An-

spielung auf diese in Aussicht stehende Erbschaft führte Scenen herbei, in denen sie dem Gatten alle verspielten Summen vorzählte, Scenen — nach denen St. Allande Tage und Nächte vom Hause fortblieb.

Als Valentine mehr heranwuchs und ihre Lage und Verhältnisse begreifen lernte, wurde die unglückliche Ehe der Eltern ihr fühlbar und sie litt von Jahr zu Jahr mehr darunter. Da ihr Vater aber meistens heiter, meistens mit Geduld das Peinliche der Vorwürfe trug, er stets der angegriffne Theil der beiden streitenden Partheien war, so neigte sich das Herz des Kindes unwillkührlich mehr zu ihm, wie zur Mutter, die sie nur böse, nur heftig und leidenschaftlich kannte.

Gleich Dolchstichen drangen derartige Wahrnehmungen in das Herz Frau von St. Allande's und je deutlicher die Liebe des Mädchens zum Vater sichtbar, desto tiefern Groll faßte Juliane gegen den Mann, der ihr das Eine auch noch nahm, das sie vielleicht mit dem Leben auszusöhnen vermocht — die volle Liebe des Kindes! —

Das Herz dieses Kindes wäre reich genug gewesen, beide Eltern zu beglücken; jedoch die Mutter

beanspruchte das Gefühl ungetheilt und — Valentine vermochte nicht, sich vom Vater abzuwenden. Als sie älter wurde, ergriff sie gar oft Parthei für den Vater, vertheidigte ihn, bat für ihn bei der erzürnten Mutter und ihr Flehen, ihre Thränen, die anfangs manchmal das verhärtete Herz der Frau erweicht, wirkten entgegengesetzt, als das Kind auf die Seite des Vaters trat.

Wie der Engel der Geduld schritt Valentine über die Dornenbahn ihres Lebens und war der gute Engel ihrer Eltern. Doch nicht bloß zum Dulden hatte sie Anlage, auch zum Kämpfen, und muthig kämpfte sie schon in zartester Jugend mit ihren schwachen Kräften gegen die oft so hart auf sie eindringende Noth des Lebens. Ihr Geist war erfinderisch und kaum vermochten ihre kleinen Finger zu arbeiten, so schnitt sie Bildchen für Nonnen aus, colorirte Lithographien von Heiligen und die paar Groschen, die sie dafür in Münchens Klöstern empfing, beseligten sie mehr, wie manchen Reichen seine Schätze.

Ihre Eltern rührte diese Thätigkeit, Beide fingen auch im Winter 1833 an zu arbeiten, zu erwerben; St. Allande gab französische Stunden, Juliane er=

theilte Unterricht im Gesange und Harfenspiel, in welchem letzteren sie große Fertigkeit besaß. Einige Monate wohnte mehr Glück, mehr Frieden im Hause, wie seit Jahren. Da wieder zerstörte ein einziges Hazardspiel Alles. St. Allande gewann mit einem Thaler Tausende und kaum im Besitz dieser Summen stattete er sich, Weib und Kind, den Verhältnissen angemessen, aus, reiste mit ihnen nach seinem Lieblingsaufenthalte, Baden-Baden, spielte dort Tag und Nacht, ruinirte sich von Neuem und gerieth in Schulden, in äußerste Bedrängniß. Ein routinirter Spieler, der sich längst gewünscht, die elegante, aristokratische Erscheinung St. Allande's als Croupier an seiner Bank zu haben, benutzte die Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen. Er setzte ihn von seinem Plane in Kenntniß, versprach, ihn aus Noth und Verlegenheit zu reißen und Victor von St. Allande war schwach genug, in dem Anerbieten seine einzige Rettung zu sehen — er wurde Croupier. —

Juliane gerieth in Verzweiflung über diese Schmach, welche ihr, ihrem Kinde, ihrer Familie dadurch angethan. Sie konnte sich nicht entschließen, in Baden-Baden zu bleiben, kehrte mit Valentinen nach Cöln zurück, — zurück in das ihr aus früheren

Zeiten wohlbekannte Haquenay'sche Haus, das einst der jungen, reichen, glücklichen Vicomtesse von St. Allande im ersten Jahre ihrer Ehe seine weiten schönen Räume geöffnet — jetzt dem armen unglücklichen und beklagenswerthen Weibe eines Spielers und Croupiers nur ein entlegnes Hinterzimmer zum Obdach bot.

Anderthalb Jahre blieb St. Allande von Weib und Kind fern; — am Weihnachtsabend 1835 sahen wir ihn heimkehren.

Groll und Bitterkeit hatten sich in dem Zeitraume in Julianens Herzen zu Haß und Verachtung gegen ihren Mann gesteigert und die Kluft, welche sein Leichtsinn schon früher zwischen ihren Herzen errichtet, sich zu einem unabsehbaren, unüberschreitbaren Abgrunde erweitert.

## Viertes Kapitel.

---

Der Menschen Schicksale gestalten sich meistentheils anders, als ihre Voraussetzungen sie erwartet. Wie Vieles ändert oft der Pendelschlag einer einzigen Secunde! — Wenn selbst kräftige Naturen, beharrliche Charaktere oft nicht im Stande sind, hereinbrechende Geschicke mit Consequenz von sich abzuwenden, mit Energie von sich fern zu halten, um wie viel mehr werden schwache Menschen, haltlose Charaktere einem unvermutheten Ereigniß erliegen, einem plötzlich über sie hereinbrechenden Geschick zum Opfer fallen!

Dienten dem Menschen die Irrthümer seiner Vergangenheit als sichrer Leitstern für die Zukunft, — könnte er an der Schwelle eines neuen Lebensabschnitts die Bahn übersehen, die er zu wandeln hat, so würde er fester bei seinen einmal gefaßten Entschlüssen

beharren, energischer einem unvermutheten Ereigniß begegnen. — Keinem Sterblichen aber ist ein Blick in die Zukunft gestattet! Wohl denen, welche sie mit kindlichem Vertrauen in die Hand Gottes legen und um seine Stütze flehen, sie durch die Irrthümer des Lebens zu geleiten.

Frau von St. Allande besaß keinen festen Glauben, kein Gottvertrauen, und ihr Charakter war schwach. Alle ihre Handlungen entsprangen aus dem sie gerade im Augenblick beherrschenden Gefühl, — ihre Entschlüsse waren stets Folgen ihrer Stimmungen. So hatte sie den Entschluß, St. Allande nie wieder über die Schwelle ihres Zimmers treten zu lassen, in Stunden der Leidenschaft gefaßt, führte ihn aber nicht aus, als eintretende unvorhergesehene Ereignisse seine Aufrechthaltung erschwerten.

Die Wiedervereinigung der Gatten, welche, wie wir sehen werden, nicht aus Liebe geschah, führte später zu den traurigsten Resultaten, zu Resultaten, die Heftigkeit und Leidenschaft anbahnten, mangelndes Vertrauen förderten und widrige Verhältnisse unterstützten.

Victor von St. Allande trug seine ohnmächtige Frau über die Schwelle des Gemaches, das sie ihm

verboten, und als er dies Zimmer betrat, sie auf das elende Lager von Stroh legte, kein Kissen fand, das Haupt zu stützen, keine Decke sah, in die er den kalten, erstarrten Körper hüllen konnte, — da sank er neben Derjenigen auf die Knie, die er einst den Armen treuer, besorgter Eltern entrissen, die er über Rosen und Dornen in das tiefste Elend geführt! Die Thränen, welche sein Auge feuchteten, waren Thränen einer aufrichtigen Reue und hätte eine starke sichere Hand den sich Ermannenden in diesem Augenblick erfaßt, ihn sanft und geduldig weiter geleitet, — das in ihm liegende Gute würde vielleicht endlich den Sieg davon getragen haben über die ihn beherrschenden Gewalten böser Leidenschaften.

Valentine sah den Schmerz, — die Reue ihres Vaters und tief und unauslöschlich prägte sich der Eindruck in ihre junge Seele. Mit keinem Laut wagte sie, ihn zu stören, wagte noch weniger, ihre ohnmächtige Mutter zu erwecken, deren völlige Bewußtloßigkeit ihr ein Segen für sie Alle erschien. Eine Zeitlang beobachtete sie traurig ihre unglücklichen Eltern, dann schweifte ihr Blick durch's Zimmer und was ihr Auge da erschaute, verdrängte den Schmerz aus ihren Zügen und machte einer tiefen Wehmuth Platz

Mit dem Zimmer war eine Veränderung vorgegangen. So gering auch diese, so groß war sie dem Kinde erschienen und so sehr hatte es sich gefreut, die Mutter bei der Heimkehr damit überraschen zu können. War auch der weite Raum kahl und öde geblieben, so doch die vorhin darin herrschende Unordnung und Unsauberkeit beseitigt, der Fußboden gefegt, die Flecke durch Sand und Tannenreiser bedeckt. Ein helles Feuer, das im Ofen brannte, hatte wohlthätig das Zimmer durchwärmt und auf dem Tische stand unter einem kleinen, mit wenigen Lichtern gezierten Tannenbaum eine Theekanne, zwei einfache Tassen, einige Semmeln, etwas Milch und Zucker.

Tagelang hatte Valentine für diese kleine Christbescheerung vom Morgen bis zum Abend gearbeitet und als sie, nachdem Frau von St. Allande fortgegangen, die wenigen Vorräthe gekauft, Alles besorgt und geordnet, wie hatten da die kleinen Hände vor Freude gezittert, wie strahlend das Auge um sich geblickt und wie laut und freudig das junge Herz geklopft! — Valentine war nicht müde geworden, sich die Ueberraschung der Mutter auszumalen, und wie Jene nun bedeutend länger ausgeblieben, als sie gedacht, hatte es ihres ganzen Muthes,

ihrer ganzen Entsagung bedurft, um nicht der großen Versuchung zu erliegen, von den kleinen Vorräthen etwas zu essen. Immer ärger, immer nagender war der Hunger beim Anblick des Brodes geworden — sie hatte, um sich beherrschen zu können, dem Tische den Rücken zuwenden — in den entferntesten Winkel der Stube flüchten müssen!

Wie langsam war dem immer ungeduldiger harrenden, vom Hunger mehr und mehr gefolterten Kinde in diesem finstern Winkel die Zeit verstrichen — wie schnell aber war alle ausgestandene Qual vergessen, als endlich Geräusch auf dem Corridor hörbar geworden. — Nun stand er ja vor ihr, der schöne Moment der Freude und Belohnung — nun war ja nahe das Ende ihrer Pein! — Eilig stürzte Valentine hinaus; doch wie so ganz anders, als sie geglaubt, kehrte sie in das Zimmer zurück! — —

— — — — — — — — — — — — — —

Frau von St. Allande's Ohnmacht dauerte nicht lange. Als sie die Augen aufschlug, sah sie ihren Mann vor sich knien, fühlte ihren Kopf durch seinen Arm gestützt, ihre Hand in der seinen ruhend und begegnete einem Blick der zärtlichsten Liebe, der innigsten Besorgniß. Eine Sekunde lang glaubte sie, ein

Traum umfange ihre Sinne; jedoch bald kehrte das volle Bewußtsein zurück, mit diesem — die Erinnerung an Alles, das ihrer Ohnmacht vorangegangen! —

Diese Erinnerung hatte noch nicht Zeit, auf sie einzuwirken, da plötzlich trat ein Ereigniß ein, dessen Eindruck zu mächtig war, um sie nicht völlig zu beherrschen.

In dem stillen Hause ertönten mit einem Male laute Stimmen, schwere Tritte erdröhnten auf dem Corridor, mehrere Männer näherten sich dem Zimmer. Bevor aber diese die Thüre von Außen erreicht, stand Valentine, die eine innere Stimme dunkler Ahnung dahin trieb, bereits im Innern davor, und kaum hatte ihre Hand einen großen Riegel vorgeschoben, machte Jemand den Versuch, rasch die Thüre zu öffnen.

Frau von St. Allande fuhr empor, ihr Mann sprang auf; Valentine machte gegen Beide eine flehende Geberde, sich still zu verhalten und als dann laut gegen die Thüre gepocht wurde, fragte sie ruhig: „Wer ist da?"

„Öffnet!" klang der kurze Bescheid, der in befehlendem Tone gegeben wurde.

„Wer verlangt das?" fragte sie freundlich.

„Im Namen des Gerichts fordern wir Eintritt!" lautete die Entgegnung.

„Ich kann ihn Euch nicht verschaffen, denn meine Mutter verschloß die Thüre von Außen!" sprach Valentine gefaßt.

„Seid Ihr die Tochter der Frau von St. Allande?" fragte eine andere Stimme.

„Ich bin's!"

Und Eure Mutter ist nicht zu Hause?"

„Sie ging schon gegen sieben Uhr fort."

„War Niemand hier?"

„Niemand!" entgegnete Valentine kurz und entschlossen, mit einem Blick der tödtlichsten Angst auf ihren Vater.

„Wißt Ihr, wohin Eure Mutter gegangen?"

„Nein!"

„Wird sie bald zurückkehren?"

„Ich hoffe."

„Gut, so wollen wir sie erwarten."

„Möchten Sie nicht lieber die Güte haben, morgen wieder zu kommen?" sagte Valentine nach kurzem Nachdenken.

„Nein, wir warten."

Verzeihung, daß ich Ihnen noch eins sage! —

vorhin sprach Jemand, er komme im Namen des Gerichts. Durch die Gerichte ließ uns aber heute Kaufmann Walter das letzte Stück Möbel und Bett fortnehmen; wir haben Nichts mehr."

„Wir sind nicht Euertwegen gekommen!" rief die Stimme, die zuerst gesprochen. „Wir —

„Sagt Nichts weiter!" unterbrach ein Anderer den Sprecher, der auch inne hielt und fortan schwieg.

Valentinens Ahnung bestätigte sich immer mehr und indem ihr nun noch einfiel, daß ihr Vater vorhin gesagt: „er sei flüchtig, werde verfolgt" — hielt sie sich überzeugt, daß man ihm auf der Spur sei. Sie kannte dergleichen Scenen aus der Vergangenheit; doch war deren keine so schlimm gewesen, wie die der Gegenwart, da jetzt Nichts mehr im Besitz ihrer Eltern, um den drängenden Gläubiger zu beschwichtigen. Wohl dachte sie an das Brillantkreuz, das einzige werthvolle Stück, das ihre Mutter noch besaß; doch sie dachte auch daran, wie ihre Mutter es nie für eine höhere Summe versetzt, als einige Thaler, eine Summe, welche sie stets bisher im Stande gewesen, durch Arbeit sich zu erringen. Dieses Kreuz, wußte Valentine, würde ihre Mutter um keinen Preis opfern, — es galt daher, ihren

Vater auf andere Weise zu retten! — Nur auf eine Art war das möglich, — schnell eilte sie zu ihrer Mutter, die ihr beistehen mußte, ihren Plan auszuführen.

Frau von St. Allande saß regungslos wie eine Statue auf ihrem Lager und da dieses sich weit entfernt von der Thüre befand, so konnte Valentine sicher sein, von den vor dem Zimmer auf und abgehenden Männern nicht gehört zu werden, wenn sie leise redete, und leise, kaum hörbar war ihre bebende Stimme als sie fragte: „Nicht wahr Mutter, Du stehst mir bei, den Vater zu retten?"

Die Angeredete warf einen flüchtigen Blick auf das geisterbleiche Gesicht des Kindes, auf dem die ganze Todesqual der höchsten Seelenangst lag — sie hatte nicht den Muth, diese Qual zu vermehren und fragte rasch: „Was soll ich thun?"

„Du kennst die verborgne Thür und Treppe, die aus dieser Stube in den Garten führt! — auf dem Wege mußt du durch den Schuppen in den Hof gelangen. Du trittst dann unbefangen in das Haus, kommst ganz ruhig an dieses Zimmer und thust, als ob du Nichts von der Anwesenheit der Männer wüßtest. Sowie du den Schlüssel in's

Schloß steckst, schiebe ich den Riegel zurück und treten sie dann ein, so finden sie den Vater nicht.

„Soll er auf demselben Wege entfliehen, den ich gehe?"

„Nein, ich führe ihn durch die Thüre über den Gang in das kleine Zimmer, von dem mir die Nonnen im Kloster erzählt und welches ich neulich entdeckt habe. Es ist unverschlossen und dort —

„Dort soll er bleiben?" fiel die Mutter der Tochter rasch in's Wort.

„Gewiß! — wir müssen ihn so lange dort verbergen, bis —

„Bis wann?" — fragte Frau von St. Allande heftig erregt.

„Bis er wieder ohne Gefahr ausgehen kann," erwiederte das Kind mit Entschiedenheit und reichte dem Vater lächelnd die Hand.

Herr von St. Allande drückte diese kleine Hand, die in der seinen ruhte, streichelte den Kopf seiner Tochter und sprach gerührt: „Lohn' dir das einst Gott, Valentine!"

Sie sah so freudig, so hoffnungsvoll zu ihm empor, als stände das Glück — nicht das Verderben an der Pforte des Hauses und ihr Lächeln schwand

erst, als sie sah, wie der Versuch ihrer Mutter, das Bett zu verlassen, mißlang.

Die Schwäche Frau von St. Allande's war groß und fast schien's, als seien ihre früheren Kräfte mit der Ohnmacht entwichen. Einen Moment verzweifelte Valentine, dann fiel ihr ein, wie lange ihre Mutter keinen Bissen gegessen; von der Hoffnung beseelt, daß Speise und Trank sie erquicken, kräftigen würden, rief sie ihr leise zu: „Warte hier, liebe Mutter, bis ich dir Thee und Brod gebracht, denn nach dem Essen wirst du wohler werden."

„Thee trinken? — essen?" wiederholte Frau von St. Allande erstaunt.

Valentine eilte zum Tische, besorgte geräuschlos eine Tasse Thee und die Hast, mit der die arme Frau das warme Getränk zu sich nahm, bewies ihrem Manne, wie lange sie solches Labsal entbehrt. Valentine brachte die zweite Tasse, reichte auch ihrer Mutter Brod und der Blick mit dem ihr Vater dieses Brod verfolgte, sagte ihr mehr als tausend Worte.

„Iß, trink auch du!" bat sie leise, zog ihn zum Tische und ruhte nicht eher, bis er eine Semmel genommen; sie drang ihm auch Thee auf, indem sie

freundlich zuredend sprach: „Wer weiß, ob ich Dir nachher etwas bringen kann, wenigstens würde es noch einige Zeit dauern und du sagtest doch, Du sei'st hungrig."

„Bist Du's denn nicht, Valentine? fragte er liebevoll.

Wie so gern hätte das Kind „ja" gesagt, wie so gern wenigstens Etwas gegessen. Die Liebe zu ihren Eltern besiegte das Verlangen und ruhig antwortete sie: „Ich aß, ehe die Mutter kam!"

Der geringe Vorrath Valentinens war durch ihre Eltern bald aufgezehrt, behutsam trug sie die Tassen dann in den Wandschrank, bat den Vater, still zu warten, half der Mutter beim Aufstehn, hüllte sie wieder in Mantel und Schleier, ging an das Fenster und schaute hinab. Als sie in dem Garten Niemand sah, ergriff sie das Lämpchen, öffnete vermittelst leichten Druckes gegen ein Feld des Panels eine kleine Thüre, trat in den düstern Raum und rief leise: „Mutter!"

Frau von St. Allande kam nicht sogleich, angstvoll blickte Valentine sich um; sie sah sie durch ihren Vater zurückgehalten und hörte mit tiefer Bewegung dessen leise gestammelte Worte innigster Dankbar=

keit — hörte mit bitterem Schmerz die kalte Entgegnung: „Was ich thue, geschieht nicht Deinetwegen — des Kindes wegen geschieht's.“

Die verborgne Treppe war nicht leicht hinabzusteigen. Die Stufen, an vielen Stellen morsch und zerbrochen, machten den Weg mühsam und gefährlich; Valentinens Fuß besaß aber die Leichtigkeit und Sicherheit der Gazelle, ihr Auge den Scharfblick der Liebe. Mit Umsicht wußte sie die Mutter zu leiten und glücklich gelangten Beide nicht allein die Treppe hinab, sondern auch ohne Unfall über einen kleinen Vorplatz, in dem alte zerbrochne Möbel, leere Fässer und wurmstichige Balken lagen. Als diese Barrikade überschritten, die Thüre, welche nach dem Garten mündete, erreicht und geöffnet, galt es noch, über Steinhaufen und durch Gestrüpp zu kommen, mit denen die Pforte verschüttet und der Ausgang dicht verwachsen war. Das Kind ebnete der Mutter auch diesen Pfad, bat sie, im Schuppen eine Weile zu warten, und eilte dann auf demselben Wege zurück.

Oben am Eingang der Treppe harrte St. Allande Valentinens. Nur flüchtig betrat sie das Zimmer, um vom Tische den Tannenbaum mit den noch un-

angezündeten Lichtern zu nehmen, und geleitete dann ihren Vater über einen schmalen Corridor, zu einem kleinen runden Gemache am Ende des Ganges. Eine feuchte, kalte Luft strömte St. Allande entgegen, und doch war diese verborgne Zufluchtsstätte, in seiner augenblicklich so bedrängten Lage, ein Schatz von unberechenbarem Werthe für den armen, verfolgten Flüchtling.

Die Wände dieses runden Zimmers waren mit kostbaren, aber verblichenen Gobelintapeten bekleidet, hochlehnige Divans, mit halb vermoderten Stickereien standen zu beiden Seiten. Die Tiefe füllte eine große Nische, in der ein hohes Himmelbett stand; goldne Säulen trugen den Baldachin desselben, welchen rosenumkränzte Genien zierten und von dem rothsammtne Vorhänge in schweren Falten herabwallten, die der Staub und Zahn der Zeit arg mitgenommen. Vollkommen erhalten war aber ein Kamin, mit kleinem venezianischem Spiegel darüber, und ein Tisch von antiker Form, mit Gold und Perlmutter ausgelegter Platte.

St. Allande überschaute mit einem Blick und nicht ohne Erstaunen den kleinen, einst mit so großem Luxus ausgestatteten Raum, dann nahm er mit

allen Anzeichen tiefer Erschöpfung auf einem der Divans Platz und erst als er den besorgten Ausdruck in Valentinens Zügen wahrnahm, sprach er lächelnd:

„Du hast mich ja in einen förmlichen Feenpalast gebracht, mein liebes Kind.“

„Ach hätt' ich das gekonnt!“ entgegnete sie traurig, stellte das Tannenbäumchen auf den Tisch und entzündete eins der Lichter.

„Wie Valentine, ein Christbaum? Du bist ja in Wahrheit eine Fee.“

„Hoffentlich reichen die Lichter für diesen Abend, wenn wir eins nach dem andern anstecken. Ich hatte diese Überraschung der Mutter zugedacht und nun nützt sie Dir. Wie mich das freut.“

Er breitete seine Arme aus, Valentine warf sich an seine Brust und flüsterte leise: „O, der liebe Gott ist so gut, — er hat Dich mir wiedergegeben!“

„Du mein liebes, liebes Kind, mein guter Engel!“ rief St. Allande gerührt.

Valentine drückte noch einen heißen Kuß auf seine Lippen, umschlang ihn noch einmal zärtlich, entriß sich sodann den Armen, die sie fest und innig hielten, als wollten — als könnten sie sie nicht lassen und

enteilte dem Gemache mit den Worten: „Ich kehre zurück, sowie ich kann, mein Vater, mein einzig geliebter Vater.“

St. Allande blieb allein — allein mit seinen Gedanken. — — Welch ein Christabend war das, den er in dem kleinen, verborgnen Zimmer zubrachte, — ein Christabend, wie er ihn noch nie erlebt! — — — Da war ein Tannenbanm mit frischem Grün, mit hellen Lichtern; doch, wo die Christfreude, wo der der laute Jubel froh beglückter Herzen? — Der Weihnachtabend ist ein Fest, wie kein anderes. Erwartung und Erfüllung bieten uns dort so volle Gaben, wie nie sonst im Leben! — Anders — ganz anders bei Viktor von St. Allande. Für ihn war das Fest kein Fest lauten, frohen Jubels — es war ein Abend stummer, düsterer Betrachtung. Wie licht die Weihnachtskerzen auch strahlten — sie erhellten nicht einen Augenblick sein trauriges Gemüth und der Tanne ewig hoffnungsreiches Grün war kein Symbol dem Hoffnungslosen! —

Hinter Viktor von St. Allande, — nicht mehr vor ihm, lagen die goldnen Träume der Jugend und — wie lang auch das Leben, — er hatte es durcheilt mit dem unaufhaltsamen Schritt des Ge-

nutzsüchtigen. Was konnte es ihm noch bieten? — — — Ob er nicht Trauer empfand, trotz seines Leichtsinns, im Rückblick auf die vergeudeten Tage seines Lebens? — Der düstre Blick des Auges, der schmerzliche Ausdruck seiner Züge sprachen dafür; — doch empfand er auch Reue — tiefe, bittre Reue — besaß er die Absicht sich zu ändern, zu bessern? — — — Er schauderte, wenn er an die schwache Basis seiner Hoffnungen — an die so furchtbare Gewalt der ihn beherrschenden Leidenschaft dachte. Nie wurde es ihm so klar, wie an dem Abend, daß er eines Haltes, einer Stütze bedurfte, und wo — wo war Beides für ihn zu finden? — Die Hand, an welche er im Untergange sich geklammert, sie hatte ihn von sich gestoßen — er stand allein — ganz allein. — — — Es war ein trauriger Christabend, den Viktor von St. Allande in diesem trostlosen Bewußtsein verlebte! —

Mitternacht war lange vorüber, da endlich vernahm er leichte Tritte auf dem Gange und bald hörte er Valentinens weiche Stimme. Die herrschende Dunkelheit verhinderte ihn, die verweinten Augen seines Kindes zu sehen, die tiefste Erschöpfung in ihren Zügen wahrzunehmen. Eine Zeitlang genügte

ihm das Glück, ihre kleine Hand in der seinen zu fühlen, ihre zarte Gestalt fest umschlungen zu halten und ihr weiches Haar zu streicheln; dann fragte er, was vorgefallen sei.

Mit kurzen Worten und glücklicher Vermeidung alles Kränkenden und Verletzenden erzählte sie, daß Jemand ihn gesehn, dem er eine bedeutende Summe schulde, und dieser in Begleitung von Gerichtspersonen gekommen sei, ihn zu verhaften, im Fall er nicht zahle.

So leicht Valentine darüber hinfort glitt, so oft wiederholte sie, was ihre Mutter Alles zu seinem Vortheile gesagt und wie standhaft sie bei der Behauptung geblieben, daß er noch in Baden-Baden sei; rührend wurde ihre besondere Betonung der Worte, die auf weichere und bessere Stimmung gegen ihren Mann schließen ließen. St. Allande hätte dadurch getäuscht werden können, wenn des Kindes eifrige Überredung: „lieber morgen erst wieder mit der Mutter zu sprechen“ ihn nicht über die wahre Stimmung gegen ihn aufgeklärt hätte.

So machte er an dem Abend denn keinen weitern Versuch, mit seiner Frau zu reden und der Umstand, daß Valentine bei ihm blieb und nicht zur Mutter

zurückkehrte, belehrte ihn darüber, wie böse sie auch auf das Kind war.

. Die Stimmung Frau von St. Allande's war in der That eine furchtbare. Valentine hatte unter ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen an dem Abend mehr gelitten, wie seither in ihrem ganzen Leben kaum, denn fest beharrte Jene bei ihrer einmal vorgefaßten Meinung, daß das Kind um die Heimkehr des Vaters gewußt, ihr Mann nur mit seiner Tochter Beistand in das Haus gelangt sein könne.

Tiefer als diese ungerechten Beschuldigungen ergriffen das kleine Mädchen die Thränen der Mutter bei der Anklage: den Vater mehr als sie zu lieben. All ihre Versuche, die Erzürnte zu beruhigen, mißlangen; — auf die Versicherungen der Liebe schickte sie die Tochter mit heftigen Worten von sich, und als Valentine nicht freiwillig ging, stieß Frau von St. Allande sie endlich durch die verborgene Thür in den Corridor und wünschte: „sie nie wieder zu sehn!"

Eine geraume Weile brauchte das verstoßne Kind, um sich zu fassen und ruhiger zum Vater eintreten zu können. Erst an seinem Herzen milderte sich ihr Leid und endlich entrückte tiefer Schlaf sie

vollständig ihrem traurigen Dasein. Als sie wieder erwachte, das durch trübe Fensterscheiben eindringende Tageslicht auf ein Antlitz fiel, welches mit Liebe auf sie schaute, da war sie glücklich — kurze Zeit ganz glücklich!

Stunden vergingen an diesem Morgen, bevor Valentine Muth gewann, zu der erzürnten Mutter zu gehen. Die Liebe zu ihrem Vater ließ sie die Furcht überwinden, denn St. Allande wurde von einem entsetzlichen Hunger gequält und bat seine Tochter, ihm ein wenig Brod zu bringen. So betrat nun Valentine unter heftigem Herzklopfen das Zimmer, aus dem sie am Abend vorher verstoßen, und wie groß, wie namenlos war ihr Schreck, als sie es leer — ihre Mutter nicht darin fand! —

Ihr laut gellender Entsetzensschrei rief St. Allande herbei. Auch er war einige Sekunden sprachlos vor Schreck, als Valentine schluchzend rief: „Sie ist fort — gewiß fort auf immer.“

Auf dem Tische fanden Beide den Beutel, den St. Allande am Abend vorher der Flehenden gegeben. Die Summe, die er enthalten, kannte er genau, da erst wenige Augenblicke zuvor, ehe er die Bettelnde gesehn, ihm ein Bekannter auf seine Bitte

fünf Thaler geborgt. Kein Pfennig fehlte an dem Gelde. Während St. Allande's Augen auf dies Geld starrten, durchirrte Valentinens Blick in tiefer Trostlosigkeit das öde Zimmer. Da plötzlich vermißte sie die Harfe. Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte ihre Seele und sie rief freudig:

„O Vater, sie wird wieder kommen! sie verkauft gewiß die Harfe, um das Kreuz einzulösen."

„Das Kreuz einlösen? — welches Kreuz?" fragte St. Allande hastig.

Glühendes Roth überströmte das Gesicht Valentinens bei ihres Vaters forschendem Blick; in der Angst ihres Herzens hatte sie das wichtigste Geheimniß ihrer Mutter verrathen, — ein Geheimniß, welches Frau von St. Allande seit Jahren auf das Eifrigste vor ihrem Manne bewahrt! — Immer hatte er dieses alte Familienerbstück verlangt, da es eine Art von fixer Idee bei ihm geworden: „wenn er das Kreuz auf eine Karte setze, damit sein ganzes verlorenes Vermögen wieder zu gewinnen." Frau von St. Allande hatte in solchen Stunden dem Flehenden die werthvollsten Sachen gegeben — die Herausgabe des Kreuzes aber stets auf das Entschiedenste verweigert, denn,

sowie er von dem Glauben beseelt war: durch dieses Erbstück wieder reicher Mann zu werden, so fest hielt sie an dem Gedanken: gäbe sie das erste und einzige Geschenk aus den Händen, das ihre Mutter Valentinen gesandt, und trenne sie sich von einem Kleinode, das seit Jahrhunderten Eigenthum der Familie Tondern gewesen, Unglück auch über ihre Tochter hereinbrechen, — und an dem Kinde sich die Schuld rächen würde, leichtsinnig mit einem anvertrauten Pfande von so hohem Werthe umgegangen zu sein.

Mit den entschwindenden Reichthümern steigerte sich St. Allande's Sehnsucht nach dem alten Kreuze, und seiner Frau blieb kein anderer Ausweg, das Erbstück zu retten, als die Lüge: das Kreuz verloren zu haben. St. Allande, der seine Frau nur als streng wahrheitsliebend kannte, glaubte ihr, und bedauerte er auch noch ferner manchmal den Verlust, so sprach er doch nie mehr darüber, um seine Frau, die ohnehin verstimmt genug, nicht durch diese Erinnerung trauriger und verdrießlicher zu machen.

Valentine kannte nun all die düstern Scenen, die das glänzende Brillantkreuz zwischen ihren Eltern herbeigeführt, kannte des Einen Sehnsucht: „das alte Erbstück zu besitzen," — der Andern Verlangen

„es zu behalten;“ sie hatte des Einen Trauer gesehn, als es ihm unwiederbringlich verloren war, — der Anderen Freude bemerkt, es endlich gerettet zu wissen! Das Kind war nicht mehr jung, nicht mehr unerfahren genug, die Folgen seiner großen Unvorsichtigkeit zu verkennen. Von tödtlicher Angst gefoltert, warf sie sich daher ihrem Vater zu Füßen und seine Knie umfassend, rief sie im Tone heißesten Flehens: „O Vater, Vater, verrath' mich nie, daß ich Dir ein Wort von dem Kreuze gesagt!“

„So ist's also das Brillantkreuz?“ fragte St. Allande freudig, ohne die Todesangst seines Kindes zu beachten, ohne eine Sylbe auf das dringende Flehen zu entgegnen. Der Spieler hatte in dem Augenblick wieder vollständig den Vater in ihm verdrängt, — ihn beherrschte jetzt einzig jene dämonische, Alles überwältigende Leidenschaft, vor der jedes andere — und sei's das heiligste Gefühl — in den Hintergrund tritt! — Der Spieler klammert sich stets, wie der in wilder Fluth Versinkende an den letzten Rettungsanker — und wär's ein Strohhalm, er gründet auf diesen Strohhalm seine ganze Hoffnung. Ganz so bei St. Allande — er sah noch ein Stück, das er verspielen konnte, und nicht eine Sekunde

bedachte er, daß dies das letzte Stück eines bedeutenden Besitzes — das Einzige war, was seinem einzigen Kinde gehörte! — Er sah in dem Augenblicke, wo seine Leidenschaft ihn von Neuem übermannte, der zu entsagen er sich noch am vergangnen Abende gelobt — nur die rothen und schwarzen Punkte der Karten vor Augen und jene unseligen Punkte, die ihn schon tausendfach betrogen, lockten ihn wieder mit magischer Gewalt, gaukelten ihm von Neuem Berge Goldes vor.

Bemerkte Valentine von St. Allande nur das, was in der Seele ihres Vaters vorging oder glitt eine furchtbare Vision kommender Ereignisse an ihrem Geiste vorüber? — sie verbarg plötzlich ihr geisterbleiches Antlitz in den Händen und hauchte leise: „O ich Unglückliche, die ich das verschuldet!“

---

## Fünftes Kapitel.

Nicht überall beleuchtete am Christmorgen die Sonne in Cölns Mauern solche Scenen des Leids und Kummers, wie die im Haquenay'schen Hause; sie beschien auch frohe und heitere, glückliche und zufriedene Menschen. Eine Gruppe solcher Glücklichen befand sich in einem hübschen mit Behaglichkeit und Luxus eingerichteteu Saale eines freundlichen nnd eleganten Gartenhauses; sie bestand aus den sieben Kindern des Präsidenten von Halden und dem Freunde des ältesten Sohnes, einem jungen Manne, der in der Familie mit aufgewachsen, seit Jahren schon als ein Mitglied derselben angesehen wurde und sich auch völlig als solches betrachtete.

All diese Personen umstanden eine große Tafel, auf der ein reichverzierter Christbaum stand, und Sachen der verschiedensten Art in buntem und doch ge-

ordnetem Durcheinander lagen. Man besah diese Sachen, die Alle zwar schon am vergangenen Abend erhalten, aber da nicht so genau betrachtet hatten, weil sich die Christbescheerung durch die verspätete Ankunft des Sohnes und seines Freundes nicht allein sehr verspätet, sondern eben an diesen beiden mit Freude und Sehnsucht erwarteten Weihnachtsgästen arge Nebenbuhler gehabt. Am nächsten Morgen, da nun fanden erst alle Zeit und gehörige Muße, sich der erhaltenen Gaben zu freuen, und namentlich die fünf Personen im Zimmer, die noch nicht die Grenze des Kindesalters überschritten, jubelten laut, während zwei der Erwachsenen, im tiefsten Herzensgrunde lauter jubelnd wie die Kinder, die Geschenke nur als Vorwand nahmen, sich immer wieder einander zu nähern, diese Geschenke ihnen oft als Vorwand dienten, um den zu deutlich sprechenden Blick auf etwas Anderes zu lenken.

Ehe wir die Kinder des Präsidenten von Halden und den jungen Gast des Hauses, den Grafen Harald von Tondern, näher betrachten, wollen wir uns zu den Eltern wenden.

Wir finden Beide in einem kleinern, an den Salon stoßenden Zimmer, der allgemeinen Wohn-

stube, deren Thüren geöffnet stehen, uns den Präsidenten zeigen, der mit Tapisseriearbeit beschäftigt, in einem hohen Lehnstuhl sitzt, während seine Gemahlin, eifrig an einem Kinderstrümpfchen strickend, ihm mit ruhiger wohlklingender Stimme die Zeitung vorliest. Er ist ein Mann von neunundvierzig Jahren, dessen hohe stattliche Erscheinung durch Krankheit gebeugt, dessen angenehmes, nur etwas flaches und geistloses Gesicht auch Spuren heftigen Körperleidens trägt; seine Frau ist trotz ihrer sechsundvierzig Jahre noch eine sehr schöne Frau; ihr Antlitz von edler Form, die Züge von classischer Reinheit, in ihrem Anstande etwas Würdevolles und Gebietendes, ihre Bewegungen anmuthig.

Präsident von Halden hatte nicht immer so still wie jetzt im Lehnstuhl gesessen, nicht immer so fleißig gestickt, und sie hatte in frühster Jugend sich auch nie mit Politik beschäftigt, und wohl noch weniger daran gedacht, einst als Frau Präsidentin ihren Kindern eigenhändig die Strümpfe stricken zu müssen. Er war vor Zeiten ein heiterer, lebensfroher Mann gewesen — vielleicht — zu lebensfroh; doch auch noch jetzt, wo Rheumatismus und Gicht ihn oft Wochen, ja Monate lang an den Rollstuhl bannten,

war er munter und jovial und eigentlich nur zu den Zeiten ernst, wenn seine Gattin für nöthig fand, daß er den Ernst eines Mannes, die Würde eines Vaters zeigte. Gutmüthigkeit, Freundlichkeit waren die Hauptvorzüge seines Wesens, — Schwäche der Hauptfehler seines liebenswürdigen, verträglichen Charakters.

Ist die Behauptung wahr, daß eine Ehe normal wird, wo die Charaktere der Gatten sich ergänzen, so waren dem Halden'schen Ehepaare alle Chancen des Glücks zu solch normaler Ehe geboten. In der Frau Präsidentin lag stärkste Willenskraft, ausdauernde Beharrlichkeit, dabei besaß sie seltenen Geist und Verstand und die noch seltenere Vernunft, der Welt gegenüber all diese männlichen Charaktereigenschaften unter anscheinend weichem, fügsamem Wesen zu verbergen und sich den Anstrich echtester Weiblichkeit zu verleihen.

Als Student hatte sich Herr von Halden in seine Frau verliebt. Sie galt, als einzige Tochter eines sehr begüterten Kaufmannes, für reiche Erbin und ihr, die vermöge ihrer Verhältnisse den Kopf sehr hoch trug, war der aristokratische Anbeter mit den feinen, eleganten Formen eines Mannes von

hoher Geburt lieber, als jene Bewerber, die, wie ihr Vater, in Thran und Seife speculirten und eine Hand nach ihr ausstreckten, welche sich zu Zeiten in die nichts weniger als aromatischen Tiefe einer Häringstonne versenkte. So war denn die Liebe der geringste Beweggrund bei ihrer Verlobung. Herr von Halden wollte sich durch „gute Parthie" bessere Stellung in der Welt erringen; sie „vornehme Dame" werden. —

Die Liebe, welche anfangs eine so kleine Rolle bei ihrem Herzensbündniß gespielt, steigerte sich, als Hindernisse der Heirath entgegentraten. Der um zehn Jahre ältere Bruder des Studenten von Halden, der zugleich sein bisheriger Erzieher gewesen und Vaterstelle bei ihm vertreten, verweigerte entschieden seine Einwilligung zu der Heirath, bevor sein Bruder nicht völlig die Studienzeit absolvirt und mindestens Fuß in kleinster Anstellung im Staatsdienst gefaßt; er bat den Vater des Mädchens: ihn dabei zu unterstützen, und Kaufmann Ammong, welcher selbst gegen die Heirath eines sechzehnjährigen Mädchens und neunzehnjährigen Studenten war, erfüllte freudig den Wunsch.

Seltsame Fügung war's, daß jener Bruder,

welcher zu Anfang des Jahres 1805 die Verbindung des jungen Paares hintertrieb, neun Jahre später Derjenige sein mußte, welcher Beide vereinte, — zu einer Zeit vereinte, als die eine der betheiligten Partheien längst die Lust dazu verloren und bereits das Mögliche gethan, sich den Fesseln des Braut- und Ehestandes zu entledigen.

Dieser Heirathsunlustige war der im Laufe der Jahre zum Gerichtsassessor avancirte Bräutigam. Trennung von der Braut hatte ihn längst abgekühlt, andere Schönheiten bedeutend mehr sein Herz erwärmt; außerdem war die Geliebte seiner Jugend durch verunglückte Spekulationen ihres Vaters und durch die Kriegsjahre gänzlich verarmt, so daß der junge Assessor, der für sich stets bedeutend mehr ausgab, wie sein Gehalt betrug, mit Entsetzen daran dachte, von dieser Summe eine Frau — vielleicht noch Kinder ernähren zu sollen.

Je kühler er im Laufe der Jahre gegen die Braut geworden, desto feuriger sie gegen ihn. Clara Ammong ahnte, was in dem Herzen ihres Verlobten vorging, sie wollte es aber nicht wissen, wollte um keinen Preis eine aufgegebene Braut sein und lieber die unglücklichste Frau werden! — Als auch der

letzte ihrer ehemaligen Bewerber in den heiligen Ehestand getreten, die häßlichste und unliebenswürdigste ihrer Freundinnen längst verheirathet, da schrieb sie heimlich an den Bruder ihres Verlobten und dieser Brief, ein Meisterstück schlauster Berechnung, der nur das Gepräge eines treuliebenden Herzens trug, das man einst seines Glückes beraubt — dieser Brief brachte die angsterfüllte Braut, die als höchstes Schreckbild „die alte Jungfer" vor sich sah, an's Ziel ihrer Wünsche.

Obrist von Halden, der Bruder des Assessors, besaß ein kleines Vermögen von einigen tausend Thalern; durch weise Sparsamkeit hatte er es vergrößert und bevor er in den Kampf für deutsche Freiheit gezogen, das Geld in sichere Hand gegeben. Diese Summe wies er der armen Clara Ammong zu ihrer Aussteuer mit dem Bemerken an: „daß er in der nächsten Schlacht ja fallen könne und dann des Geldes doch nicht bedürfe." Außerdem versicherte er sie: „wenn Gott ihn am Leben erhalte, ihr stets ein Taschengeld zu geben, damit sie in ihrer Ehe kleinen Zuschuß habe."

An seinen Bruder schrieb Obrist von Halden anders, er mahnte ihn ernst: als Ehrenmann zu

handeln, stellte ihm vor, wie es doppelt seine Pflicht, das verarmte Mädchen zu heirathen, das sich einst als reiche Erbin mit dem unbemittelten Studenten verlobt und seinetwegen mehrere gute Parthien aufgegeben.

Ob Pflicht oder Ehre Assessor von Halden zu Etwas gezwungen, wovon sein Herz durchaus nichts mehr wissen wollte, bleibt dahingestellt, jedenfalls war dieser Brief seines Bruders nicht der über sein Lebensschicksal Entscheidende, sondern jener seiner Braut; sie machte ihm die freudige Mittheilung des erhaltenen Geldgeschenks und fügte die angenehme Nachricht hinzu: „Wie werde ich glücklich sein, Dir doch nun wenigstens diese kleine Summe mitzubringen, denn zur Aussteuer bedarf ich nichts von dem Gelde; sie ist längst fertig und außerdem hat mein guter Vater mir die ganze Einrichtung seiner Wohnung geschenkt, da er als Cassirer in ein Geschäft tritt."

Assessor von Halden hatte zu der Zeit drängende Schulden; es waren kleine, unbezahlte Rechnungen bei Schuhmacher, Schneider, Frifeur, Parfümeur und Handschuhmacher, — noch fatalere in Gasthöfen und beim Hauswirth. Er zeigte diesen Gläubi-

gern den Brief seiner Braut, fragte an, ob man ihm Frist geben könne, und anstatt, daß Jene eine schriftliche Klage beim Direktor seines Gerichts einreichten, erhielt er die erbetene vierwöchentliche Frist.

In dieser Zeit reiste Assessor von Halden zu seiner Braut; sie empfing ihn heiter, anstatt verstimmt, und da die Jahre ihr nichts von den großen Reizen genommen, mit denen die Natur sie so reich ausgestattet, so führte er sie mit leichterem Herzen zum Altare, als er für möglich gehalten.

Der Tag war ein Tag des Triumphes für die arme, langjährige Braut. Bereits auf dem Wege zur Kirche schaute sie so stolz auf alle Die, welche ihr sicher die „alte Jungfer" prophezeiht, als sei sie schon „Frau von Halden" und beim Hochzeitsdiner, das eine Freundin der Jugend, die Frau Weinhändlerin Winter, ihr ausgerichtet, da strahlte die junge Frau so von Glück und Zufriedenheit und sah so bildschön aus, daß ihr Mann selbst staunend auf die feinen classischen Züge schaute, die sich so zart und frisch erhalten, auf diesen Teint, der weiß wie Schnee und schimmernd wie Alabaster.

Klug, wie die Braut gehandelt, handelte auch die Frau; sie brachte ihrem Manne durch angenehme

Häuslichkeit Sinn für Häuslichkeit bei, war nicht allein sparsam, fleißig — freundlich und liebenswürdig; sondern sie, — die Arme — arrangirte seine Verhältnisse und zwar in einer Weise, die sie in den Augen ihres Mannes hochstellen mußte. Kurz nach der Hochzeit übergab sie ihm das von seinem Bruder erhaltene Vermögen und obgleich sie wußte, wie das Geld verwendet wurde, that sie stets, als sei ihr Mann noch in dessen Besitz. Als Frau von Halden aber merkte, daß diese Summe noch nicht zur Deckung der Schulden gereicht, bat sie eines Tages unbefangen ihren Mann: „jenes alte Silbergeräth, das sie von ihrer Mutter geerbt, zu verkaufen und einmal später modernes anzuschaffen.“

Obschon der Tag nie anbrach, wo modernes Silber in ihrem Hausstande erschien, war sie doch stets Diejenige, die immer versicherte: daß sie Krystall dem Silber vorzöge.

All diese kleinen, zarten Rücksichten bewogen den Assessor zu großer Rücksicht gegen seine Frau, und so gestaltete die Ehe sich gut, ja glücklich. Niemand freute sich darüber mehr, als der ältere Bruder des Assessors. Er lebte nach beendetem Kriege eine Zeit lang im Hause seiner Schwägerin und ihr Beneh-

men als Gattin und Mutter flößte ihm die höchste Achtung vor ihr ein.

Gern würde der Assessor und seine Frau gesehen haben, daß er sich nach seinem Ausscheiden aus dem Militair an dem Orte niedergelassen, wo sie lebten. General von Halden behauptete aber, unbezwingliche Sehnsucht nach stetem Aufenthalte am Meere zu haben und übersiedelte, wie wir bereits wissen, nach Schleswig. Vor seinem Scheiden von Preußen setzte er seiner Schwägerin ein Drittheil seiner Pension aus und gab außerdem noch lächelnd das Versprechen: sein Pathe Roderich solle einst Erbe seiner Ersparnisse werden.

Daß Herzensneigung bei der Übersiedlung des Generals nach Schleswig eine Hauptrolle gespielt, davon hatte weder Bruder noch Schwägerin eine Ahnung; erst später, nachdem fast dreizehn Jahre seit ihrer Trennung vergangen, tauchten Vermuthungen in ihnen auf, als Harald von Tondern, der durch Vermittlung des Generals in ihr Haus kam, ihnen Manches über seine Familie in Schleswig erzählte, mit der General von Halden hauptsächlich verkehrte.

Ihren Vermuthungen folgte aber nimmer Bestä-

tigung und sowie der General früher nie Etwas über seine Privatverhältnisse geschrieben, so schwieg er auch späterhin über Alles, was ihn und die Familie von Eckardstein betraf. Der Briefwechsel zwischen den Brüdern war überhaupt kein lebhafter, die Nachrichten aus Schleswig trafen gewöhnlich zu Anfang des Jahres an Roderichs, des ältesten Sohnes Geburtstag, ein und waren immer von einem Geldgeschenk und freundlichen Wünschen für seines Pathen Wohl begleitet. Der jüngere Bruder schrieb meistentheils am Schluß des Jahres, theilte die Vorgänge in seiner Familie mit, die Geburten, Taufen, Confirmationen seiner Kinder, die vorgefallenen Krankheiten und seine langsam fortschreitenden Beförderungen im Staatsdienst.

Der Kinder hatten neun das Licht der Welt erblickt; doch sieben waren im Jahre 1835 nur noch am Leben. Roderich, der älteste Sohn, feierte an dem Tage seinen einundzwanzigsten Geburtstag und Mathilde, die älteste Tochter, hatte wenige Wochen zuvor das achtzehnte Jahr ihres Lebens zurückgelegt.

Die drei Mathilden folgenden Töchter und zwei Söhne waren noch Kinder und bildeten eine Stufenleiter vom dreizehnten bis vierten Jahre.

Mit sorgenvollem Blick überschaute die Mutter mitunter diese Kinderreihe, von der nur für den ältesten Sohn als Preußischer Secondelieutenant eine nothdürftige Versorgung in Aussicht stand. Die Erinnerung an die glücklich überstandenen Kämpfe der Vergangenheit ließ sie aber stets vertrauend in die Zukunft blicken, und namentlich seit dem Tage, wo Harald von Tondern ihr Haus betreten, war Frau von Halden ruhiger in Bezug auf das Schicksal ihrer ältesten Tochter geworden. In ihrem spekulativen Geiste regte sich bald der sie so sehr beglückende Gedanke, daß dieser junge Graf Tondern, der die sicherste Aussicht hatte, auch ein reicher Graf zu werden, einst ihr Schwiegersohn werden könne.

Reiche, möglichst reiche Schwiegersöhne für ihre Töchter zu erhalten, das war ein Hauptvorsatz im Mutterherzen — ein anderes Bestreben, ihren Söhnen ebenfalls die beste Lage und Stellung im Leben zu bereiten und kein Mittel zu scheuen, diese beiden Vorsätze zur schönsten Ausführung zu bringen. Die Armuth, die Entbehrung kannte Frau von Halden aus Erfahrung, aus so bittrer Erfahrung, daß sie ihre Kinder davor geschützt zu sehen wünschte. So lange es nützte, hatte sie ihrem Manne all ihre

Kräfte geopfert, that das in mancher Beziehung noch; sie war ihm treue Stütze gewesen und daß er es endlich zum Präsidenten gebracht, war theilweise ihr Werk. Unermüdet hatte sie diesem Ziele seiner Carriere entgegengestrebt, es nie an Aufmerksamkeiten und nöthigen Bitten bei Personen fehlen lassen, deren Connexion von Werth, deren Stellung von Einfluß war.

Ein Jahr genoß Frau von Halden das Glück: als Präsidentin in einer Provinzialstadt Preußens zu präsidiren, in vollem Maaße, dann hemmte das Schicksal den stolzen Flug ihrer Träume. Starke Erkältung bannte den bereits zu Rheumatismus neigenden Präsidenten an's Krankenzimmer; ein hinzutretender Schlaganfall lähmte ihn. Alle Versuche, ihn herzustellen, wurden gemacht und weder Tag noch Nacht ermüdete die aufmerksame Gattin in treuster, thätigster Pflege, — kein Opfer wurde gescheut, dem Ernährer der Familie die Gesundheit wiederzugeben.

Ein Jahr schon fesselte Krankheit den Präsidenten an sein Haus und trotzdem keine Aussicht für seine gänzliche Wiederherstellung war, sein Zustand nicht die geringste Hoffnung bot, daß er je wieder

seine Dienstgeschäfte übernehmen könne, wußte Frau von Halden es doch zu bewerkstelligen, ihren Mann bei seinen Vorgesetzten als Reconvalescenten erscheinen zu lassen und noch ein Jahr Urlaub zur Schonung seiner wiederkehrenden Kräfte zu erlangen.

Dieses Jahr verlebte das Ehepaar größtentheils in Wiesbaden und dort sah die Präsidentin von Halden ihre Jugendfreundin, Frau Weinhändlerin Winter wieder, die ebenfalls zur Pflege ihres Mannes einige Monate in dem Bade zubrachte.

Wäre Präsident von Halden damals noch im vollen Besitz seiner Gesundheit gewesen — hätte sein Abschied nicht als drohendes Gespenst vor den Augen seiner Gemahlin gestanden und wäre Herr Winter noch Weinhändler und nicht bereits reicher Rentier gewesen, der ein palastähnliches Haus in Cöln besaß, — wer weiß, ob die Frau von Halden dann die ehemalige Freundin so zärtlich umarmt, sich so warm an die alte Jugendbekannte angeschlossen!

Unter den bestehenden Verhältnissen umarmte Frau von Halden aber Madame Winter. Sie war von deren Anwesenheit in Wiesbaden unterrichtet, hatte sich genau nach deren jetziger Lage erkundigt, suchte ihr in der Brunnenallee zu begegnen und umarmte

sie dort vor allen Gästen. Die dicke, ehemahlige Weinhändlerin fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, als die stattliche, elegante Erscheinung, die so stolz neben dem Rollstuhl ihres Mannes einherschritt, sich in ihre Arme warf, sie unter Thränen tiefer Rührung küßte und „meine liebe, theure Doris“ nannte.

Die Umarmung trug der Präsidentin schon am selben Tage reiche Früchte, denn Madame Winter bestand darauf: die liebe Jugendfreundin sammt den leidenden Gemahl in ihrem Landhause aufzunehmen, das sie für die Saison gemiethet.

Der Präsident, dem anfangs die in offner Allee erneuerte Jugendfreundschaft wenig behagt, söhnte sich in der comfortabel eingerichteten Wohnung, die nichts kostete, damit aus. Er pries mehr und mehr die Klugheit seiner Clara, als er die vortreffliche Küche des reichen Rentiers näher kennen lernte, der nie ohne seinen Koch reiste und ein Gourmand im vollsten Sinne des Worts war.

Tausend Annehmlichkeiten und die größten Vortheile entsprangen dem Halden'schen Ehepaare aus dieser erneuerten Jugendfreundschaft. Herr und Madame Winter waren aber für all ihre Wohlthaten, die sie dem Kranken, und alle Güte, die sie der

Frau erwiesen, reichlich belohnt, wenn sie in ihrer offnen, eleganten und bequemen Equipage neben den aristokratischen Gestalten ihrer Freunde sitzen konnten und die ganze Badegesellschaft sah, wie liirt sie mit Präsident von Haldens waren, um deren Umgang sich doch so Manche aus der haute volée vergeblich bemühten.

Frau von Halden, die sehr bald diese kleinen Schwächen ihrer Bekannten durchschaut, versäumte nie, ihre Hand vertraulich auf die breite Schulter des ehemaligen Weinhändlers zu legen, wenn Leute in der Nähe waren, vor denen Herr Winter sich gern etwas sehen ließ; ihren Mann hatte sie dahin instruirt, stets dann ihrer alten Freundin die Hand zu küssen, wenn ein gewisser Gerichtsrath Senft es bemerken konnte, der einst Madame Winter als Mädchen sehr schnöde behandelt.

Im Herbste trennten sich die Familien. Winters schieden mit der dringenden Bitte von ihren Freunden: die Nachkur bei ihnen in Cöln zu gebrauchen. Geldverhältnisse nöthigten das Halden'sche Ehepaar, diese Nachkur früher anzutreten, als die Kur beendet. Sie kamen nach Cöln in einer traurigen Zeit, zu der Zeit, wo Herr Winter schwer an Krankheit

darnieder lag. Da bot sich der Präsidentin Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit an den Tag zu legen. Sie pflegte neben ihrem Manne den Mann der Freundin, wußte ihn zu erheitern und als er im Frühjahr 1835 aus dem Leben schied, sagte Frau Winter zu der Unermüdlichen: „Clara, könnt' ich Dir vergelten, was Du an meinem Mann gethan!"

Die gute Frau konnte vergelten! Den Präsidenten rührte am Vorabend der Abreise von Cöln der Schlag abermals und seine Frau, die die Folgen dieses entsetzlichen Rückfalls deutlich vor Augen sah, dankte bei dem Unglück nur Gott, daß ihr Gatte noch im Hause der Freundin davon betroffen worden.

Erst nach Monaten wich die Lähmung mehr und mehr. An Antritt seiner Stellung konnte aber nicht gedacht werden und Herr von Halden wurde, so ungern er es that und so schrecklich seiner Frau es war, durch die Verhältnisse gezwungen, seinen Abschied einzureichen.

Madame Winter überredete die Freundin, bis der Abschied gekommen, in Cöln zu bleiben und Haldens ließen sich überreden. Sie nahmen, wie die Frau Präsidentin sagte, „nur vorläufig" das Aner-

bieten an, da der Zustand des Kranken überhaupt den Gedanken an Abreise nicht zuließ.

Frau von Halden ließ nun bald ihre sechs Kinder kommen, die unter Obhut einer alten treuen Dienerin im frühern Wohnorte geblieben. Um indessen ihrer an Ruhe gewöhnten Freundin nicht den Lärm einer Kinderstube zu bereiten, bat sie Madame Winter, sie sämmtlich in dem Gartenhause einzuquartiren, das in nur geringer Entfernung vom Wohnhause lag.

Die reiche Frau wollte anfangs nichts von solcher Trennung wissen und die ganze Familie in ihrem großen Hause behalten; die Präsidentin wußte aber ebenso dringend, wie bescheiden zu bitten, noch bescheidner zu thun. So behauptete sie denn: ihre Kinder würden in dem eleganten Hause verwöhnt, bat die Freundin, für die unmöblirte Gartenwohnung ihre einfache Einrichtung kommen zu lassen und Madame Winter mußte sich fügen. Sie that dies mit einem Gefühl tiefster Bewunderung für ihre hochgestellte und dabei so einfache, bescheidne Freundin.

Das Gartenhaus wurde in bewohnbaren Zustand gebracht und mit den Halden'schen Möbeln eingerich-

tet — kurz Alles geschah, wie die kluge Frau Präsidentin gewünscht, die langsam, aber beharrlich einen Plan verfolgt und sicher an ihr Ziel gedrungen war.

Trotz der kleinen Trennung blieben die Familien auf das Engste verbunden, bildeten so zu sagen eine Familie. War auch die Präsidentin der Mittelpunkt und die Seele des Hauses, ließ sie doch Madame Winter als solche erscheinen, und die gutmüthige Frau redete sich den Ehrenplatz mit stillem Behagen ein. Die Kinder nannten sie „liebe Tante“, der Präsident redete sie „verehrte Freundin“ an und seine Gemahlin sagte mit einer weichen, tief zum Herzen dringenden Stimmmodulation „meine Doris!“ und that Nichts, wobei sie „ihre Doris“ nicht um Rath fragte, obgleich dieser Rath nie anders ausfiel, wie sie selbst wollte.

So klug wie die Präsidentin nun mit der Freundin umging, so klug behandelte sie auch fortgesetzt ihren Mann. Geistige bedeutende Anstrengung war ihm streng untersagt; sie hatte ihm daher Tapisserie gelehrt. Durch Vorlesen von Zeitungen und Büchern milderte sie das tödtende Einerlei des Kreuzstichs. Außerdem ließ sie ihn „den Unterricht der jüngern Kinder“ überwachen und wagte daher

Jemand, den Präsidenten nach seiner weiblichen Beschäftigung als weibisch zu beurtheilen, so wußte seine Frau sehr bald anzubringen, daß er der alleinige Erzieher seiner Kinder, ihr Lehrer in allen Zweigen des Wissens sei und sein rastloser Thätigkeitsbetrieb ihn nur zur Nadel geführt habe.

So ging denn Alles vortrefflich in dem Gleise fort, in das eine klug berechnende, aber äußerst verständige Frau die Schicksale Derer geleitet, die ihr nahe standen. Sie konnte zufrieden sein! — Monate lang war sie es — dann stieg eine dunkle Wolke an dem stillen Horizonte ihres Lebens auf.

Ehe wir diesen Schatten aber an's Licht ziehen, werfen wir einen Blick auf das Licht, das durch jenen Schatten getrübt wurde.

---

## Sechstes Kapitel.

---

Im Jahre 1829, als Herr von Halden noch als Oberregierungsrath in Berlin lebte, richtete sein Bruder, der General, brieflich die Anfrage an ihn: „ob er und seine Frau sich gegen Entschädigung wohl dazu verstehen würden, einen Grafen Tondern in ihrem Hause aufzunehmen, der Willens sei, nach vollendeter Erziehung in die Preußische Armee zu treten.“

Das gebotene Kostgeld war zu bedeutend, als daß das Halden'sche Ehepaar nicht mit Freuden das Erbieten angenommen und wenige Wochen später traf Harald von Tondern in Berlin ein. Er stammte aus einer Seitenlinie des alten schleswigschen Grafengeschlechts, war der letzte Sprosse des Hauses Tondern und der Neffe der verstorbenen Baronin Eckardstein.

Von seiner frühsten Jugend an war in dem Knaben, durch seine Eltern, der thörichte Gedanke genährt worden, reicher Erbe zu sein und als solcher wurde er bis zu seinem fünfzehnten Jahre behandelt und erzogen. Diese Eltern Haralds hatten nämlich durch Frau von Eckardstein einst selbst erfahren, daß sie und ihr Mann ihre Tochter Juliane, nach deren heimlicher Flucht aus dem Elternhause, wie gestorben betrachteten und sie weder der Frau, noch den Kindern eines Spielers, wie der Vicomte von St. Allande sei, einen Pfennig ihres Vermögens vermachen würde.

„Wem anders als uns und unserm Sohne kann und wird das Vermögen zufallen!" lauteten die Gedanken der Verwandten Frau von Eckardsteins. Harald wurde seit der Zeit nicht allein als künftiger Besitzer von Töndering, dem Gute seiner Tante, angesehen, man nahm auch als bestimmt an, daß Baron Eckardstein, der der Letzte seines Stammes und gar keine nähern Verwandten besaß, ihrem Sohne ebenfalls seine auf Rügen belegene Besitzung „Bronswiek" vermachen würde, wenn auch unter der Bedingung: seinen Namen fortzuführen. So nannte man den muthmaßlichen Erben denn schon von Kindheit auf „den

Grafen Tondern von Eckardstein" — „den Herrn von Töndering und Bronswiek", legte ihm von Jugend auf die Fragen vor: „auf welchem seiner Schlösser er einst mit seiner Gemahlin leben würde" und jubelte laut, wenn der Knabe ganz bestimmt und voll Stolz erwiederte: „Ich werde beide bewohnen, um keinem meiner Unterthanen ein Unrecht zuzufügen."

Daß nach Frau von Eckardsteins Tode Juliane von St. Allande dennoch ein nicht unbedeutendes Vermögen erbte, allen Schmuck erhielt, sogar das alte Tondern'sche Brillantkreuz bekommen — der Umstand machte Haralds Eltern anfangs etwas bestürzt, schnell aber trösteten sie sich, als sie bedachten, wie reich ihre Verwandte war. Die Summe konnte gegen das gebliebene Vermögen nicht in Betracht kommen, und erfuhren sie auch nicht, in welcher Weise über jenes Vermögen testamentarisch verfügt worden, so hielten sie sich, ohne alle Sicherheit, dennoch fest überzeugt, daß nach Herrn von Eckardsteins Tode Harald als Universalerbe declarirt würde.

Wie des Knaben Eltern in einer Beziehung unvorsichtig und voreilig in ihrem Urtheil waren, so

auch in anderer. Sie sprachen von dem Vicomte von St. Allande und Julianen von Eckardstein nur mit der größten Verachtung, zogen Beider eheliche Verbindung sogar in Zweifel, nannten ihn nur einen Ehrlosen, einen Spieler, Juliane „eine pflichtvergessene Tochter", überhäuften deren Kind mit Schmach und Schande.

Harald hörte dergleichen zu oft, um es überhören zu können, und als nach Frau von Eckardsteins Tode im Jahr 1826 seine Eltern mit bitterem Groll und in dieser eigenthümlichen Weise über die Familie St. Allande sprachen, da setzte sich in dem dreizehnjährigen Knaben die Idee fest, daß jene Leute, die man ihm als ehrlos und pflichtvergessen bezeichnet, ihn um einen Theil seines Erbes beraubt, Beider Tochter nicht als seine Verwandte angesehen werden könne.

Diese thörichte Annahme: durch die Familie St. Allande beraubt zu sein, erbitterte Harald förmlich, als zu der Zeit gerade sein Vater starb und seine Mutter in die bedrängteste Lage gerieth. Graf Tondern hatte zwar durch seinen bedeutenden Posten als Herzoglicher Beamter hohes Gehalt bezogen, jedoch von jeher weit über seine Verhältnisse gelebt und

seit Julianens von Eckardstein Flucht aus dem elterlichen Hause stets auf den Tod seiner Verwandten spekulirt. So kam es denn, daß nach seinem Tode die Wittwe nicht allein völlig mittellos dastand; sondern auch die für den stolzen Sohn so trostlose Aussicht vorhanden war, den Namen seines Vaters durch unbezahlte Schulden gebrandmarkt zu sehn.

Baron von Eckardstein riß die Verwandten seiner Frau aus dieser Armuth und Bedrängniß und jene That des Edelmuths bestärkte Beide in ihrem Wahne. Harald stand im fünfzehnten Jahre, als seine Mutter starb und Baron Eckardstein die Waise, für deren Erziehung er bereits gesorgt, in sein Haus nahm. Wie erstaunte aber Harald, daß in Töndering, an dem Orte, wo er seiner Ansicht nach einst Herr sein sollte, nie davon die Rede war, Baron Eckardstein im Gegentheil ihn stets ermahnte: fleißig zu sein, um sich durch Kenntnisse ein gutes Fortkommen in der Welt zu sichern. War der stolze, anspruchsvolle Knabe schon durch solche Reden verletzt, so kränkte es ihn um so tiefer, in Töndering — auf seinem Erbe — in seinen Mitteln und Freiheiten mehr beschränkt zu sein, als im elterlichen Hause.

Baron Eckardstein gewahrte ebenfalls nicht ohne

Erstaunen des Knaben hochfahrenden Sinn, sein stolzes Wesen, seine vornehmen Angewohnheiten und anspruchsvollen Charakter. Der alte Herr ging nun aber in dem Bestreben, dem Knaben zu nutzen, zu weit und die Einfachheit, mit der er ihn umgab, die Strenge, mit der er ihn behandelte, führten bald zu Reibungen, bald zu Scenen der unerquicklichsten Art. Ein solch heftiger Auftritt führte zuletzt die Trennung herbei und wurde Veranlassung zu noch unangenehmern Scenen. Harald wollte nämlich Offizier werden, Eckardstein verlangte, er solle studiren und drohte, wenn er jene Carriere einschlage, ihm nichts wie die nothwendige Equipirung, die allernöthigste Zulage zu geben! —

Diese Drohung reizte Harald und bestärkte ihn nur in seinen Absichten. Er besaß neben Stolz und Hochmuth eine an Halsstarrigkeit grenzende Beharrlichkeit; was er sich einmal vorgenommen, wollte er auch durchsetzen und je größer die ihm entgegentretenden Hindernisse, — desto eifriger der Wunsch: sie zu besiegen. Als Militair schien ihm Unabhängigkeit am Leichtesten und Schnellsten zu erreichen und so beharrte er dabei, diese Carriere zu ergreifen, die ihn am ehesten aus der ihm so unangeneh-

men, abhängigen Lage in Töndering befreite und in andere Verhältnisse brachte.

Herr von Eckardstein sah die Halsstarrigkeit des Knaben. Einestheils der Kämpfe um Meinungsverschiedenheiten müde, anderntheils aus Erfahrung die geringen Erfolge wohlgemeinter Rathschläge kennend, ließ er Harald endlich den Willen und sorgte nur dafür, ihn in anständiger Familie gut aufgehoben zu sehen.

Harald verließ Töndering mit der Absicht, den Stammsitz des Hauses Tondern nur dann wieder zu betreten, wenn er als Gebieter dort Einzug halten könnte.

Im Hause des Oberregierungsraths von Halden fand er die herzlichste Aufnahme. Mit warmer Freundschaft schloß sich Harald an den ältesten Sohn, die innigste Liebe zog ihn bald zu der reizenden Mathilde. Der weiche, schmiegsame Charakter des jungen Mädchens sagte ihm vor Allem zu, und sie war's, die sich auch am Schnellsten an sein ernstes, verschlossenes Wesen gewöhnte.

Hätte der General Harald nicht so warm empfohlen und der Knabe durch die mütterliche Liebe, mit der die Frau des Hauses ihn behandelte, sich nicht ver-

leiten lassen, offen mit ihr über seine Verhältnisse zu reden, so würde die allzeit kluge und berechnende Mutter, Frau von Halden, wohl kein so nahes Anschließen an ihre Tochter geduldet haben. Im festen Vertrauen auf Haralds einstige Reichthümer begünstigte sie nun aber die aufkeimende Neigung im Herzen der jungen Leute, begünstigte diese von dem Augenblick an noch mehr, als Trennung zwischen ihnen bevorstand, welche damals durch die Beförderung ihres Mannes zum Präsidenten herbeigeführt wurde.

So jung Mathilde von Halden auch zu der Zeit noch war, wünschte doch die Mutter, ihre Zukunft als Gräfin Tondern gesichert zu sehen, sehnte sogar eine Erklärung Haralds seit dem Tage herbei, wo sie durch ihren Schwager erfahren, daß Baron von Eckardstein nach seinem auf Rügen belegnen Gute Bronswiek übersiedelt sei.

Sie wunderte sich nach Lesung jenes Briefes des Generals nur, daß ihr Schwager nicht geschrieben, wann Harald Töndering übernehmen solle, denn — daß er das Gut seines Onkels nun bald erhalten würde, schien ihr jetzt um so gewisser.

Auch Harald jubelte innerlich bei der Nachricht von der Übersiedlung seines Onkels; auch ihn drängte

bald das überwallende Gefühl, sein Schicksal gesichert zu sehn, bevor Verhältnisse ihn von Derjenigen trennten, in deren Hand, wie er zu der Zeit glaubte, allein sein ganzes ferneres Glück lag.

So erklärte denn der kaum neunzehnjährige Jüngling dem fünfzehnjährigen Mädchen seine Liebe und als die überselige Mathilde der Mutter mit glühendem Erröthen und Thränen der reinsten Freude ihr unendliches Glück verkündete, da zitterte das Mutterherz auch freudig; doch der Verstand lehrte sie, diese Freude unterdrücken.

Gerührt preßte sie die Tochter an's Herz; dann aber betrachtete sie sie lächelnd und nannte das junge Mädchen ein Kind, ein Kind, das noch an ihre Bücher, aber nicht schon an Liebe denken müsse. Sanft und freundlich stellte sie der lebhaft aufgeregten Mathilde, die nun wie ein Kind schluchzte, das Traurige einer langen Verlobung vor, sagte ihr ernst: „wie entschieden der Vater gegen solche Bündnisse wäre, die nur auf Hoffnungen basirten, wie es ihre Pflicht sei, dessen Willen zu ehren.“ Am Schluß der Rede ließ sie indessen die Worte fallen, daß Alles sich anders und gut gestalten würde, sowie

Harald Töndering erhalte und im Stande sei, eine Frau ernähren zu können.

Das Mädchen war mit dieser Aussicht zufrieden, — nicht so Harald; er wollte Mathildens Verlobter sein, wollte von ihr als Braut scheiden, das Gelübde ihrer Liebe und Treue empfangen, — von ihren Eltern die feste Zusicherung ihrer Hand haben.

Frau von Halden begegnete diesem stürmischen Drängen anfangs mit Milde und Sanftmuth, sprach dann entschiedner und als auch das nicht half, adressirte sie Harald an ihren Mann. Dieser war von seiner Gemahlin genau instruirt und empfing den feurigen Liebhaber mit einer an Kälte grenzenden Ruhe, die den Bewerber bereits etwas außer Fassung brachte. Harald büßte diese auf Minuten ganz ein, als der neue Präsident ihn nach seiner Bitte um die Hand der Tochter kurz fragte: „von was er eine Frau ernähren wolle;“ stotternd berief er sich auf Töndering, und da reichte ihm Herr von Halden lächelnd die Hand, indem er wohlwollend sprach:

„Bis Sie Besitzer von Töndering sind, lieber Harald, wird auch wohl die Erziehung Mathildens beendet sein, die, wie meine Frau und ich beschlossen, jetzt in eine Pension geschickt wird.“

Die Präsidentin sorgte, daß nach dieser Äußerung die Audienz zu Ende war, und vorläufig blieb auch Harald jede Gelegenheit abgeschnitten, die Sache weiter zu verfolgen. Mathilde kam in eine Pension, Haldens verließen die Residenz, in der Roderich und Harald zurückblieben.

Drei Jahre waren seit dem Antrage des jungen Mannes verstrichen, und noch hatte sich Nichts zum Vortheil seiner Verhältnisse gestaltet. Ein Wiedersehn stand zu Weihnachten bevor, wo man Roderich und Harald nach Cöln eingeladen.

Mit beklommenem Herzen erwartete die Präsidentin das Resultat dieses Besuchs, denn Harald hatte ihr in einem Privatschreiben mitgetheilt, daß er Baron Eckardstein von seiner Liebe zu Mathilden in Kenntniß gesetzt und ihm offen den Grund geschrieben, weshalb man ihm die Hand des geliebten Mädchens vorenthalte.

Die fast tödtliche Angst des Mutterherzens zu steigern, die Sorgen der stets klug und schlau spekulirenden Frau zu vermehren, trug ein anderer, unvorhergesehener Fall bedeutend bei.

Einige Wochen vor Weihnachten trafen nämlich die Söhne Madame Winters in Cöln zum Besuch

bei der Mutter ein. Beide waren vom Vater, der als Kaufmann genug verdient, zum Beamtenstande bestimmt, hatten studirt und der Älteste, ein Mann von sechsundzwanzig Jahren, brachte der Mutter als schönste Christbescheerung die Nachricht von seinem letzten, glänzend bestandenen großen Examen mit.

Die Halden'sche Familie lernte in dem jungen Referendar mehr einen Gelehrten, als angenehmen Gesellschafter kennen. Die alte Geschichte war sein Steckenpferd, und neben allen juristischen Studien hatte er Zeit gefunden, sich diesem Fache des Wissens mit ganz besonderem Eifer zu widmen. Die ausgedehntesten Arbeiten waren von ihm in den letzten Monaten über den zweiten punischen Krieg gemacht, und er von diesem Thema „die Grundidee Hannibals zum zweiten punischen Kriege" noch so erfüllt, daß es ihm in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Cöln zum fast alleinigen Gesprächsgegenstande diente.

Die gutmüthige und so vortreffliche, aber nichts weniger als gelehrte Madame Winter, staunte ihren Erstgebornen bereits an, als sie so viel von seiner Hand beschriebenes Papier sah und hörte, daß all die Hefte das Manuscript des ersten Theiles eines

Werkes über „Hannibal“ wären. Wie aber staunte erst die ehrliche Frau, als sie hörte: daß der punische Krieg nicht im deutschen Freiheitskampfe vorgefallen sei, sondern Jahrhunderte vor Christi Geburt Statt gefunden; sie meinte, ihr Sohn hätte eigentlich über Blücher schreiben sollen, anstatt über Hannibal, den sie einen „Heiden“ nannte; doch als sie erfuhr, was jener berühmte Karthagische Feldherr Alles geleistet, beruhigte sie sich ein wenig und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihr geliebter Blücher sicher von dem tapfern Hannibal abstamme.

Voll Stolz führte sie ihren Erstgebornen der Halden'schen Familie zu. Der Präsident und die Präsidentin hörten durch die Mutter von des Sohnes geschichtlichem Werke und in Erinnerung der freien Wohnung und tausend anderen Wohlthaten ersuchten sie den jungen Gelehrten verbindlich: sie mit seinem Manuscripte bekannt zu machen, ahnten aber damals noch nicht, was sie für sich heraufbeschworen! —

Herr Sigismund Winter, der Verfasser der Hannibal'schen Grundidee, kam schon am nächsten Tage mit den ersten Heften seines Manuscripts. War auch diese Rolle klein, so desto größer die Beredtsam=

keit des Autors. Schon nach dem ersten Satze schweifte er ab, ging in Karthagos dunkle Urzeit zurück und nach dreistündigem Vortrage war er kaum bis zur Gründung Neu-Karthagos vorgedrungen. Dem Präsidenten schwindelte der Kopf, seine Gemahlin unterdrückte nur aus dem Grunde das Gähnen, weil „ihre Doris“ immer beglückter aussah, je weniger sie den Ergüssen des Sohnes folgen konnte, und Mathilde — nun sie dachte schon an Harald, bevor der Verehrer Hannibals vom Thema abschweifte — sie war froh, dabei ungestört denken und träumen zu können.

Mathilde blieb in den folgenden Tagen nicht so ungestört; der Autor richtete mitunter Fragen an sie und die Mutter hatte ihr eingeschärft, den Sohn von „Tante Winter“ um keinen Preis zu beleidigen. Nach vierzehntägigem Genuß des zweiten punischen Krieges faltete das junge Mädchen schon erschrocken die Hände, wenn der beredte Verfasser mit seinem Manuscript ihrer stillen Wohnung entgegenschritt. Dem Präsidenten entsank die Nadel, und er versank nicht selten in Nachsinnen, ob durch das Anhören der Hannibal'schen Grundidee er nicht manche Jugendsünde abbüße — schwer abbüße? — Nur Frau von

Halden begrüßte den jungen Gelehrten freundlich, und sie blieb auch die Einzige, die mit einem, eines Hannibal würdigen Heldenmuthe, die Auseinandersetzungen über den Grund anhörte, welcher den berühmten Feldherrn zum Übergang über die Alpen veranlaßt.

Mitunter flüchtete Mathilde, und nie beklagte der an seinen Rollstuhl gebannte Präsident sein Leiden so tief, als wenn er die Tochter eiligen Schritts das Zimmer verlassen sah. Frau von Halden entschuldigte das Ausbleiben Mathildens mit Weihnachtsarbeiten und duldete diese Rückzüge nur aus dem Grunde, da sie bald bemerkte, daß aus dem von Begeisterung für Hannibal leuchtenden Auge Sigismund Winters dann und wann ein Strahl der Liebe für ihre Tochter hervorbrach.

Das Mutterauge sah richtig. Bald entdeckte auch Mathilde, daß sie nicht oft genug geflüchtet! — Hannibal erhielt in ihr eine Nebenbuhlerin — der Verfasser der „Grundidee“ bekam augenscheinlich neue Ideen und wandte sich von dem berühmten Helden des Alterthums zu der lieblichen Schönheit des neunzehnten Jahrhunderts.

Niemand freute sich über die sich mehrenden Ab-

fälle vom Geschichtsthema so, wie der Präsident, und kaum wußte er, daß durch Mathildens Nähe der kühn vordringende Feldherr in die Flucht geschlagen werden konnte, so stellte er selbst seine Tochter Hannibal entgegen und litt nie mehr, daß sie sich zurückzog.

Der Präsidentin war die Kriegslist ihres Mannes fatal, um so fataler, als sich die Antwort des Herrn von Eckardstein verzögerte und Harald noch keine Nachricht darüber erhalten, was der Onkel zu der Bitte seines Neffen sagte. Ein Ausweg mußte gefunden werden, Mathilde wenigstens vorläufig vor einer unumwundenen Liebeserklärung des jungen Gelehrten zu schützen.

Wir sagen „vorläufig", denn — welche Ideen im speculirenden Geist der Präsidentin bei dem Gedanken auftauchten, daß Harald ungünstige Nachricht empfangen könnte — davon wollen wir später reden. Im Augenblick galt also ein Vorbeugen, ein feines Zurückhalten der Gefühle Herrn Winters. — Als bestes Mittel, ein glückliches Gleichgewicht herzustellen, erschien der klugen Frau, den Bruder Sigismunds aufzufordern, ebenfalls die Abende bei ihnen zuzubringen.

Dieser zweite Sohn Madame Winters war in geistiger Beziehung der entschiedenste Gegensatz vom Ältesten. Obgleich er seit Jahren alle Universitäten Deutschlands besucht, hatte er doch nicht so viel profitirt, um einer halben Ehre zu machen. Jedenfalls war der klügste Gedanke seines Lebens sein letzter: „die Gelehrsamkeit an den Nagel zu hängen und Forstmann zu werden." Seine Kameraden behaupteten, der Umstand: „ewig Böcke zu schießen", habe ihn auf diese Idee gebracht — er gab als Grund „Vorliebe für das Waldleben" an, und seiner Mutter, die nur ihn glücklich sehen wollte, genügte sein Wunsch.

Bei der ersten Bekanntschaft machte der dreiundzwanzigjährige Student den Eindruck eines verlegenen und überaus höflichen Menschen. Diese Blödigkeit war aber nur von kurzer Dauer. Kaum daß er einmal mit Jemand geredet, behandelte er ihn wie den intimsten Freund, und es gehörte große Körpergewandtheit dazu, immer glücklich den Umschlingungen seiner langen Arme zu entrinnen, die gleich Telegraphenflügeln in der Luft umherfuhren.

Eine seiner vielen Eigenheiten war, jeden Satz mit der Höflichkeitsphrase: „ich erlaube mir, mir zu

erlauben" zu beginnen und damit das interessanteste oder unbedeutendste Gespräch zu unterbrechen, das zwei oder drei Personen zusammen führten; eine zweite Originalität bestand darin: bei Beschreibungen von Sachen oder Gegenständen die Länge und Breite nicht mit Worten anzugeben, sondern das Maaß mit Schritten zu bezeichnen.

Diese letztere Eigenthümlichkeit hatte den Präsidenten beim ersten Besuche so gegen den jungen Mann eingenommen, daß er ihn, trotz seiner sonstigen Höflichkeit, nicht zu weitern Visiten aufgefordert. Herr Winter hatte nämlich zuletzt das Heil des Wissens auf der Universität zu Breslau gesucht — dort es ebenso wenig gefunden, wie an andern Orten; aber in genannter Stadt einen ungemeinen Unterschied zwischen den Kähnen des Rheins und der Oder entdeckt.

Seine Darstellungsmanier noch nicht kennend, die Gefahr bei seinen Beschreibungen nicht ahnend, hörte der Präsident ruhig die ersten Sätze über die Oderkähne an; als aber der Student dann plötzlich aufsprang und mit den Worten: „so lang, von hier bis —" an dem Rollstuhl seines Zuhörers vorbeisauste und auf den in Schaafwolle gehüllten, kran-

ken Fuß des Präsidenten trat — da schrie der unglückliche Patient noch lauter „o weh," wie der eifrige Darsteller des Oberkahnes: „bis dort."

Herr Sigismund ermahnte nach diesem Vorfall den jüngern Bruder ernstlicher denn zuvor, diese Manie bei Beschreibung abzulegen; doch — der Herr Student war etwas eigensinniger Natur, sagte barsch: „ich lasse Dich ungestört über „Punien" reden, daher lasse auch Du mich unangefochten!" und sich selbst tröstend setzte er hinzu: „Alle Leute haben doch auch nicht kranke Füße!"

„Punien", wie der Student des Bruders Lieblingsthema zu nennen pflegte, wurde wirklich von ihm respektirt. Der Grund lag weniger in einer Ehrfurcht vor der geheiligten Person des berühmten Feldherrn, als in der Eigenthümlichkeit des Autors, wenn er in seiner Rede unterbrochen wurde, dann, wenn die Störung beseitigt, ruhig zu sagen: „wo war ich doch stehen geblieben?" und ohne Antwort abzuwarten, von einem Punkte aus zu beginnen, der längst erörtert worden. War man z. B. schon glücklich mit Hannibal bis zu den Ufern des Trebia vorgedrungen, so kehrte Herr Sigismund nach einer Unterbrechung sicherlich mindestens bis Ticinium zu-

rück, — oder man mußte gar noch einmal die anstrengende Parthie über die Alpen wieder durchmachen.

Solche Rückzüge, welche so wenig im Sinne seines Idols waren, fürchtete nicht allein der jüngere Bruder, sondern Alle, die sich der Autor als Opfer der Hannibal'schen Grundidee erwählt.

Jedes andere Thema erlaubte sich aber der Student zu unterbrechen, und als daher Sigismund Winter, je näher Weihnachten rückte, mehr und mehr die Idee zu bekommen schien, Mathilde von Halden im Sturm zu erobern, rief die schlau berechnende Präsidentin den jüngern Sohn ihrer lieben Freundin als Hülfstruppe herbei, um das stürmische Vordringen des Ältern zu vermeiden. Der Kranke sah das Kommen des Darstellers der Oderkähne zwar ungern, doch als man ihn in eine Ecke placirte, vor der die Präsidentin die Barriere bildete, fand er sich darein und lachte oft herzlich über alle unerlaubten Verstöße, die der originelle Student sich zu machen „erlaubte."

Dieser jüngste Herr Winter hieß Edmund. Warum die Eltern ihren beiden Söhnen, welche von der Natur bereits mit einem unendlichen Vorrath

an „Mund“ gesegnet waren, noch diese auf „mund“ endenden Namen gegeben, blieb unerklärlich. Jedenfalls war's ein großer Mißgriff und alle Die, welche die Brüder mit ihrem Vornamen anredeten und sie dazu ansahen, hatten oft Mühe, beim Anblick der weitgeschlitzten Lippen der jungen Leute sich nach der ersten Sylbe nicht zu versprechen.

Die arme Mathilde, welche nun die letzten vierzehn Tage vor Weihnachten allabendlich zwischen den beiden Brüdern sitzen mußte, litt unsagbar unter diesen Verhältnissen und sehnte von Stunde zu Stunde mehr die Ankunft ihres Bruders und Haralds herbei, deren Besuch ihr, wie sie hoffte, gründliche Erlösung von ihrer Qual bringen sollte. Und endlich brach er an dieser Abend der Erlösung; doch der Freude des Wiedersehens ging eine schmerzliche, eine furchtbare Erkenntniß voraus.

Die Familie Halden feierte nämlich die erste Christbescheerung in dem eleganten Hause der Madame Winter. Reich wurden alle von der gutmüthigen Frau beschenkt, am reichsten aber Mathilde, die außer einem herrlichen Wiener Flügel von der „lieben Tante“, von dem ältesten Sohne einen Schmuck erhielt, der wohl als Brautschmuck erscheinen konnte.

Das überraschte Mädchen wollte ablehnen; doch für dergleichen Ablehnungen war ihre Mutter nicht; sie mußte denn annehmen, mußte Herrn Sigismund freundlich danken.

Dieser Erstgeborne Madame Winters erhielt von seiner Mutter eine Verschreibung von 100,000 Thalern zum Ankauf eines Landgutes, um einen Ort zur Erholung von seinen Studien zu haben.

Überraschte ein solch bedeutendes Geschenk die Familie Halden auch weniger seines Werthes halber, da sie ja den unermeßlichen Reichthum des verstorbenen Weinhändlers kannten; so setzte doch Mutter und Tochter gerade die Wahl desselben in Erstaunen, denn es verlieh Sigismund, was Graf Tondern noch mangelte!

Bedeutsam blickte die Präsidentin Mathilde an und als die Stunde schlug, wo man sich aus den glänzend und festlich erleuchteten Räumen der reichen Frau nach der eigenen, bescheidenen Wohnung begab, um dort die Gäste zu erwarten, da flüsterte die Mutter ihrem innerlich so tief erregten Kinde zu: „Mathilde, ich danke Gott, daß, bevor Du Harald wieder gesehn, den Segen des Reichthums hast

kennen lernen. Vergiß nur nicht, ihn auch zu würdigen!"

„Wie meinst Du das, Mama?" fragte das liebende Mädchen, deren Gedanken schon weit fort von dem Orte des Glanzes und ganz und ungetheilt bei Harald — ihrem Harald waren.

„Daß Du bedenken sollst, welche Parthie Du an Sigismund machen kannst," entgegnete die Präsidentin ruhig.

„Aber beste Mama, wie soll ich daran als Haralds Braut denken?" rief Mathilde entsetzt.

„Haralds Braut?" wiederholte die Mutter staunend, „mein Kind, das wirst Du erst dann sein, wenn Graf Tondern seinen Onkel beerbt. Herr von Eckardstein erfreut sich aber der festesten Gesundheit und sein Neffe bleibt daher noch immer armer Officier. Einem gänzlich unbemittelten Lieutenant wird aber der Präsident von Halden nie seine Tochter geben und deshalb hast Du Zeit, Dein Schicksal zu erwägen und festzustellen.

Die Präsidentin trat mit diesen Worten in's Haus und verließ rasch die Tochter. Mathilde, die so bestürzte Mathilde, schaute aber angstvoll zurück zu dem großen Hause der reichen Leute und gedachte

voll Schmerz der Worte ihrer Mutter; dann sich beruhigend, sprach sie ernst: „Ich habe nichts mehr zu erwägen, mein Schicksal steht fest, es ist für alle Zeiten an Harald gekettet!“

Kurze Zeit nachdem lag das liebende Mädchen in Haralds Armen. Über diese Grenze hinaus reichte keiner ihrer Gedanken und vergessen war darum auch das tiefe Weh, das die Äußerungen der Mutter ihr bereitet. — Seit drei Jahren zum erstenmal wieder vereint, gaben die Liebenden sich nur dem Glück des Wiedersehens hin! Reich — überreich im Gefühl ihrer unendlichen Liebe, störte sie nicht der Gedanke an ihre Armuth und Beide dachten nicht, daß eben diese Armuth als trennende Schranke aufsteigen könnte zwischen den Hoffnungen und Erfüllungen des schönsten Traumes ihrer jungen, ihrer glücklichen Herzen.

---

## Siebentes Kapitel.

Ungleich, wie Alles im Leben, ist auch die Dauer des Glücks vertheilt. Einzelne Menschen erblicken unter seinem vollen Sonnenschein bereits das Licht der Welt, und sein glänzender Strahl erhellt fort und fort die Bahn ihres Lebens, Andern leuchtet's nur immer als Stern durch die dunkle Nacht des Erdendaseins und bleibt ihnen unerreichbar, wie jene des Firmaments. Manche trinken den vollen, schäumenden Becher des Glücks in Minuten, in Sekunden — Vielen reicht die Hand des Schicksals ihn immer von Neuem und immer wieder, — Tausenden und aber Tausenden ergeht es damit wie dem Wanderer in der Wüste, der die Luftspiegelungen der Ferne für Bilder der Wirklichkeit hält, sie zu erfassen strebt und wie eine Vision vor seinen Augen zerrinnen sieht.

Harald von Tondern erschaute am Weihnachtsmorgen 1835 sein Lebensglück auch in den prangenden, leuchtenden Farben einer Fata Morgana, — er sah es vor sich in Mathilde von Halden, er wähnte sich dessen gesichert für alle Zeiten, wie in den Minuten, wo sein wonnetrunkener Blick an dem Antlitz hing, aus dem ein Himmel von Liebe ihm entgegenstrahlte.

Rein und ungetrübt blieb sein Glück mehrere Wochen und er genoß es in vollen Zügen, genoß dasselbe, wie es nur die erste Jugend ohne jeden bittern Beigeschmack zu genießen vermag. Dieses gänzliche Aufgehen in einem Gefühl machte ihn liebenswürdiger, zugänglicher, als er sonst zu sein pflegte. Er entwaffnete sogar die Präsidentin, die sich doch so fest vorgenommen, bis zur entscheidenden Antwort ernst und gehalten zu sein, wozu das erhöhtere Leiden ihres Mannes genügender Vorwand im Fall einer Frage gewesen.

Heiter und froh vergingen die Festtage und in ununterbrochener Folge reihten die kommenden Wochen sich ihnen an; ohne einen Mißton war die Freude, ohne Schatten das Licht der hellen Wintertage.

Haralds gute Laune wich selbst nicht bei dem

fast fortwährenden Zusammensein mit der ihm ganz unbekannten Familie, und die Rücksicht, mit welcher die Präsidentin Mutter und Söhne behandelte, die Art und Weise, wie sie Jenen gegenüber sein Verhältniß zu ihrer Tochter als „geschwisterliche Liebe, langjährige Freundschaft“ auslegte, flößte ihm keinen Verdacht ein. Las er doch in Mathildens Blicken Anderes, als ruhige Freundschaft, sah er doch, daß sie nur für ihn Aug' und Sinn hatte, nur in ihm lebte, nur an ihn dachte, in ihm ihre ganze Welt fand. — Daß die Präsidentin ihn und Mathilden stets ermahnte, sich beim Zusammensein mit der Winter'schen Familie diesen Freunden zu widmen, erschien ihm um so natürlicher, je mehr er die Freundschaft kennen lernte, die Madame Winter für die Gespielin der Jugend hatte; außerdem kannte er die Präsidentin als feine Weltdame, die gern mit Jedem gut zu stehen suchte. Erfüllte Harald nun aber diesen ihm ganz gerecht erscheinenden Wunsch seiner zukünftigen Schwiegermutter, so entfaltete er voll Klugheit den ganzen Zauber seines Wesens und Niemand widerstand ihm, der unwiderstehlich sein konnte, wenn er wollte und der Mühe werth hielt, die Menschen für sich zu gewinnen.

Madame Winter entzückte die aristokratische Erscheinung des jungen Grafen, und sie bedauerte nur immer und wieder, daß die Vorsehung, die ihn geistig und körperlich so reich bedacht, so arm an äußern Glücksgütern gelassen. Warum die sonst so gutmüthige Frau diesen Umstand stets von Neuem hervorhob, war der Präsidentin kein Räthsel; sie wußte, daß dem Mutterauge die Neigung des Sohnes nicht entgangen und hielt sich noch fester davon überzeugt, daß Jene bereits vor Haralds Ankunft Mathildens Herzensgeheimniß durchschaut, denn offen genug hatte diese von den vielen Vorzügen gesprochen, welche sich in der Person ihres Pflegebruders vereinten.

Haralds äußere Erscheinung war imponirend; er hatte die Gestalt eines jungen Helden des Alterthums und auch jeder Zug seines Gesichts mahnte an die Schönheit der Antike. Männliche Kraft und Anmuth der Bewegung einten sich bei ihm zum schönsten Ganzen und selbst der maaßlose Stolz, sein größter Charakterfehler, diente nur dazu, die Würde seines Wesens zu heben. Als echter Sohn des Nordens hatte er lichtblondes Haar, blonden Bart, blaue Augen, blühende Gesichtsfarbe und herrliche Zähne. Auf seiner Stirn thronte Ernst,

aus den Augen leuchtete Intelligenz; die gerade Nase, der festgeschlossene Mund, die Form des Kinns verriethen die in ihm liegende Beharrlichkeit und feste Willenskraft.

Auf die beiden Winter'schen Brüder machte diese Erscheinung des jungen Officiers anfänglich keinen günstigen Eindruck, die stolze Schönheit stieß sie zurück und namentlich Sigismund durchschaute bald das ernste, verschlossene Wesen, das augenblicklich nur durch Glück, Liebe und Seligkeit im Gleichgewicht erhalten wurde und darum der Umgebung nicht lästig fiel.

Harald, durch die Präsidentin ermahnt, den Brüdern freundlich zu begegnen, that Alles, ihre Vorurtheile zu besiegen. Des Ältesten Achtung erwarb er sich durch eingehende Gespräche über Hannibal und war so rücksichtsvoll, ihm nicht seine Vorliebe für Scipio zu verrathen; des Jüngsten Bewunderung erregte er durch theilnehmendes Anhören der Beschaffenheit der Oderkähne und gründliche Auseinandersetzung über den Bau schleswigscher Segelboote. Der plötzlich ganz auf Schiffe verkommene Student war völlig entzückt, als der junge Graf ihm eines Morgens das Modell einer Fregatte her-

zustellen versprach; er rief in seiner Freude Alle herbei, und Harald beschäftigte bald Erwachsene und Kinder durch Herbeischaffung des nöthigen Materials. Vermittelst Schnee, Bohnenstangen, Bindfaden, Tüchern, Gartenbänken und Stühlen wurde der Bau vollendet, und man war sehr heiter bei Ausrüstung dieses Kriegsschiffes und dem Aufwand von Phantasie, den man dabei verschwenden mußte. Selbst der Präsident nahm vom Fenster aus lebhaftesten Antheil an dem fragilen Fahrzeug und freute sich des Frohsinns der jungen Leute. Abends herrschte noch größere Heiterkeit, als Edmund dem Präsidenten das Aufhissen des Toppmastes veranschaulichen wollte, und dieser in Erinnerung der Beschreibung des Oderkahns auf das Experiment verzichtete, zu dessen Ausführung der Student eine Stange in's Zimmer brachte.

Edmund „erlaubte" sich zwar, eifrig zu versichern, den kranken Fuß schonen zu wollen, doch der Patient verweigerte um so lauter seine Zustimmung, je eifriger der Freund der Darstellungkunst wurde.

Bei dieser Veranlassung, wo Alle fröhlich lachten, bald den ängstlichen Präsidenten, bald den stürmischen Studenten neckten, fiel wiederum Frau von

Halden die erzwungene Heiterkeit ihres Sohnes auf, die sie schon manchmal besorgt gemacht. Forschend blickte sie in Roderichs sonst so offenes Antlitz, das jetzt meistentheils von Ernst und Trübsinn umschleiert, auch in dem Augenblick die gänzliche Abwesenheit seiner Gedanken verrieth. Während Alle mit dem Präsidenten und Edmund beschäftigt, trat sie zu Roderich, und sein heftiges Zusammenschrecken bei der einfachen Frage: „Was ist Dir?“ seine so lebhafte Versicherung: „daß ihm Nichts sei“, erhöhten die Besorgniß der zärtlichen Mutter, deren Liebling dieser Sohn war.

Immer häufiger machte Frau von Halden die Bemerkung, daß Roderich zerstreut, theilnahmlos und traurig war. Am klarsten wurde ihr aber seine völlige Sinnesänderung am Tage des ersten Februar, wo Abends zur Feier von Sigismunds Geburtsfeste großer, glänzender Ball im Winter'schen Hause Statt finden sollte, und Roderich am Nachmittage erklärte, den Ball nicht besuchen zu können, als Grund seiner Weigerung heftige Kopfschmerzen angab.

Der tanzlustige Roderich nicht den Ball besuchen! — Das war der Mutter doch zu viel; sie eilte zu ihrem Manne, um ihn, der stets ihre Macht-

sprüche ausführen mußte, zu einem diktatorischen Befehl zu veranlassen.

„Der Junge ist nicht recht gescheit, sich wegen der Lappalie zu grämen!“ rief der Präsident verdrießlich, der so ungern Befehle ertheilte.

„So hat er also Kummer und Du kennst die Ursache!“ sagte seine Frau lebhaft überrascht und zugleich ängstlich.

„Ja — er sagt's mir heute, liebe Clara, bat mich indessen, Dich nicht damit zu beunruhigen.“

„Du wirst's mir aber sagen, mein guter Mann! wir hatten ja nie Geheimnisse voreinander,“ entgegnete sie liebreich und freundlich.

„Nicht heut, nicht heut!“ sprach Halden eifrig, der es liebte, jede Unannehmlichkeit hinauszuschieben. „Morgen, beste Clara!“

„Ich kann bis morgen nicht in der Ungewißheit und Angst bleiben!“

Der Präsident schwieg, Harald trat in das Zimmer.

„Harald, Sie kommen wie gerufen,“ sagte Frau von Halden möglichst unbefangen, „ich bin dabei,

meinen Mann zu veranlassen, Roderich zum heutigen Ball zu überreden; helfen auch Sie mir!"

„Ich fürchte, Alles wird vergeblich sein, der arme Roderich fühlt sich zu unwohl."

„Harald, das ist Ausrede! Roderich ist nicht krank! Sagen Sie mir den wahren Grund."

„Er tanzt ungern."

„Bester Harald!"

„Lassen Sie ihm den Willen, liebe Mutter; ich halte es für das Beste, ihn in Nichts zu hemmen; er wird sich dann am leichtesten selbst zurecht fiuden."

„Zurecht finden? — was ist ihm denn?" rief Frau von Halden noch mehr beängstigt.

„Fragen Sie mich nicht, fragen Sie ihn noch weniger darnach, dergleichen bleibt am Besten unausgesprochen," entgegnete Harald.

Die Präsidentin sah ihren Mann an; dieser blickte erstaunt auf Harald und sagte nach kurzer Pause: „Sie ängstigen durch solche Worte meine Frau und das ist die Bagatelle nicht werth. Also, liebe Clara, um Dich zu beruhigen, sage ich Dir die Wahrheit. Roderich hat eine kleine Summe im Spiel verloren, soll bald zahlen und hat natürlich nicht das dazu nöthige Geld."

„Im Spiel verloren?" — rief die Präsidentin bestürzt.

„Roderich hat wieder gespielt?" fragte Harald erbleichend.

Das „wieder" sagte den Eltern sehr viel und namentlich der Mutter, die aus der Frage doch ersah, daß Harald noch etwas Anderes wußte, was das Herz ihres Sohnes bedrückte. Im Augenblick war der Umstand, daß Roderich spielte, aber die Hauptsache für sie, und innerlich auf das Heftigste durch die Nachricht erschüttert, fragte sie dennoch mit äußerer Ruhe und Fassung:

„Spielt Roderich überhaupt, lieber Harald?"

„Selten!" entgegnete er beschwichtigend.

„Hätten Sie ihn doch ermahnt, ernstlich ermahnt."

„Ich that's, bat ihn, nie wieder zu spielen und —

„Er versprach's und hielt nicht Wort?" —

„Das sagte ich nicht, liebe Mutter."

„Wie hoch beläuft sich Roderich's Schuld?"

Der Präsident räusperte sich, hustete und antwortete: „Ich weiß die Summe nicht genau."

„So gieb sie ungefähr an."

„Liebe Clara, wir können sie nicht zahlen!" entgegnete er ernst.

Die Mutter wußte jetzt genug, hielt es nicht für rathsam, mit ihrem Manne, dem Aufregung stets schädlich werden konnte, das Thema weiter zu besprechen, verließ das Zimmer und begab sich zu ihrem Sohne.

Ohne alle Umschweife, mit ruhigem, fast mildem Ton fragte sie Roderich: „Wann mußt Du deine Spielschuld zahlen?“

„Du weißt?“ fragte er erschrocken.

„Alles — und siehst mich ruhig! habe daher Vertrauen zu Deiner Mutter.“

„O Mutter, wie soll ich Dir danken!“ rief der junge Mann gerührt und umschlang die Präsidentin.

„Davon später, lieber Roderich, jetzt, — wie viel Geld gebrauchst Du?“

„Mit hundert Thalern würde ich die erste Zeit mich arrangiren können.“

„Das heißt, Du würdest davon dem Wucherer, der Dir helfen soll, Zinsen zahlen. Thu das nicht, Roderich! das bringt Dich nur tiefer in's Elend, bringt Dich zugleich um die Adjudantenstelle beim Obristen Hochberg, die wir durch Fürsprache Deines Onkels sicherlich erreichen werden. Herr von Hochberg ist aber, wie ich weiß, ein abgesagter Feind

alles Leichtsinns, Du mußt daher arrangirt sein, wenn Du die Stelle erringen willst und — Du sollst sie erringen, nenne mir also ohne Umschweife Deine ganze Schuld."

„Roderich, dessen Antlitz bereits bei Erwähnung der Adjudantenstelle ein glühendes Roth überflogen, erröthete noch tiefer, als er zögernd entgegnete: „Ich brauche im Ganzen 678 Thaler."

Das Gesicht der Präsidentin wurde aschfarben; Roderich sah die Wirkung, umarmte die Mutter zärtlich und rief flehend:

„O Mutter, verzeih, — hilf mir aber dieses eine Mal und —

„Willst Du dann nie wieder spielen?" fragte sie sehr ernst.

„Ich will versuchen —

„Nichts von Versuch, Roderich! Das feste Versprechen, Dein Ehrenwort. —

„Das kann ich nicht geben, Mutter!" rief er schnell.

„So bist Du also ein Spieler?" sagte Frau von Halden tonlos.

„Nein, nein, Mutter! nur mitunter kann ich der Lust nicht widerstehn, kann mich daher nicht binden."

„Sag' der Leidenschaft, — der unseligsten Leidenschaft kannst Du Dich nicht erwehren."

„Nein Leidenschaft ist's nicht — Leiden[illegible] ist mehr, ach nein Mutter, vor Leidenschaft i[illegible]piel werde ich mich hoffentlich bewahren können!"

Frau von Halden fiel der seltsame Ton auf, mit dem ihr Sohn diese Worte sprach, — vorläufig blieben sie ihr unerklärlich; nach kurzer Pause sagte sie ernst:

„Nur mit furchtbaren Opfern werde ich das Geld erschwingen können! lernst Du sie kennen, bringst Du mich vielleicht nicht wieder in die Lage, Dir zu helfen."

„So sollst Du mir nicht helfen, Mutter!" sprach er entschieden.

„Wer soll's denn thun?" entgegnete sie langsam, „wer kann's besser thun als eine Mutter, die ebenso uneigennützig in ihrer Liebe wie opferfreudig, wenn sich's um das Wohl ihres Kindes handelt. Laß mich Dir also helfen, — laß mich dann aber auch hoffen, daß Du mir nur dieses eine Mal solch furchtbaren Kummer bereitet."

Frau von Halden verbarg nach diesen Worten zwar anscheinend heldenmüthig ihre hervorbrechenden

Thränen, indem sie sich von Roderich abwandte; doch er sah, daß sie die Augen trocknen mußte und sah das mit Schmerz. Tiefer ergriff den jungen Mann dieser stumme Vorwurf, dieses stille Leid, als heftige Vorwürfe und laute Klagen, und als er die Mutter mit Ungestüm umschlang, er gelobend ausrief: „O nie, nie, werde ich Dir wieder solchen Kummer machen!" — da war's ihm auch Ernst mit seinem Entschlusse.

Die Präsidentin erwiederte die Umarmung zärtlich und sprach mit solchem Vertrauen: „ich glaube Dir, Roderich!" daß der Ton dieser Stimme noch in ihm wiederhallte, als längst der Klang verhallt und die Versuchung sich ihm von Neuem näherte.

„Nun sage mir noch, wann Du das Geld gebrauchst?" fragte Frau von Halden nach kurzer Pause.

„Morgen muß ich mindestens 100 Thaler fortschicken, wenn ich nicht vom Geldverleiher beim Obristen von Hochberg verklagt sein will; mit dem Rest des Geldes hat es indessen noch einige Wochen Zeit. Kannst Du daher, beste Mutter, so bitte noch heute Madame Winter um diese 100 Thaler.

Hatte Frau von Halden bereits auch schon an ihre Freundin gedacht, so rieth ihr doch die Klugheit,

daß unter den augenblicklichen Verhältnissen es durchaus nicht gut sei, sich auch noch solche Verbindlichkeiten gegen Madame Winter aufzuerlegen; außerdem sollte ihr Sohn nicht denken, daß solche Summe zu erhalten so gar leicht sei und entgegnete darum kurz und entschieden:

„An Madame Winter kann ich mich unmöglich wenden und ich begreife kaum Deinen Vorschlag. Sahst und bemerktest Du nicht Sigismund Winters Neigung für Mathilde und ihre Unfreundlichkeit?“

„Wie, der langweilige Mensch, dieser Krämer erhebt seinen Blick zu Mathilden.“

„Roderich, Roderich! — das Geld dieser Krämer wäre Dir doch gut genug, Dich zu retten.“

Der junge Mann erröthete; die Präsidentin fuhr mit Wärme fort: „Sigismund ist ein vortrefflicher Mensch, die ganze Familie ehrenhaft und ich beklage, daß sie, die so aufopfernd gut gegen uns waren, durch Mathilden so tief betrübt werden; doch schweigen wir davon, da in der Sache nichts geändert werden kann. Du wirst hoffentlich meine Gründe einsehen und mir beistimmen, daß ich jetzt um kein Darlehn bitten kann.“

„Gewiß Mutter! Du hast wie immer Recht; doch rathe mir, woher die Summe nehmen.“

„Einfach von einem Geldverleiher.“

„Kennst Du einen? wird er borgen?“

„Dem Namen nach kenne ich hier in Cöln einen oder vielmehr ich weiß seine Wohnung. Er soll reich sein und an ihn werde ich mich wenden.“

„Laß mich zu ihm gehen, Mutter, für eine Dame sind solche Gänge unangenehm.“

„Und wären sie noch unangenehmer, wie sie in der That sind, bester Roderich, so würde ich den Gang doch selbst machen, denn jener Mann, der sehr originell neben seinem Geize sein soll, hat die Vorsicht, seines Rufes halber von Damen stets weniger Procente zu nehmen und den Vortheil dürfen wir uns nicht entgehen lassen.

Die Präsidentin sah nach ihrer Uhr. Mit den Worten: „ich habe noch Zeit und gehe daher gleich!“ trennte sie sich von ihrem Sohne.

Roderich erblickte sie kurze Zeit nachdem, in Capuze und Mantel, mit schnellen Schritten den Garten durcheilend. Er athmete auf, die Mutter seufzte schwer, als sie die Straße betrat. Um wie viel schwerer wurde aber ihr Herz belastet, als ihr nach

wenigen Sekunden der Briefträger begegnete, einen Brief übergab und sie dieses Schreiben rasch durchflogen. Fast schien's ihr des Leids zu viel auf einmal und in Gedanken tief versunken, setzte sie ihren Weg fort.

Dieser Weg war sehr weit und sie hatte Zeit und Muße an Alles zu denken und viel zu überlegen; sie gedachte voll Sorge der Lage, in die sie so unvermuthet der Leichtsinn des Sohnes gebracht, gedachte voll Reue der hochfliegenden Pläne, welche sie für die Zukunft der Tochter entworfen und die sie auf so unsicheren Boden erbaut. Von diesen traurigen Vorstellungen der Gegenwart schweifte sie zur Vergangenheit zurück, wo der Leichtsinn ihres Mannes sie in ähnliche Verlegenheiten gebracht, zu gleichen Maaßregeln veranlaßt, wie jetzt der Sohn. Wie stets bei solchen Anlässen tauchte auch in dem Augenblick die Frage in ihr auf: ob dieser fortgesetzte Kampf um die Existenz und Sicherstellung ihrer äußern Lebensverhältnisse wohl all der Sorgen, all der Anstrengungen und hundertfachen Demüthigungen werth gewesen, die sie als Braut gehabt und erduldet, um das Ziel zu erreichen: „Frau zu werden“ — wie immer bei solchen Fragen lautete aber auch

die Antwort ihres energischen Charakters und praktischen Verstandes: „Du bist nun einmal in der Lage, aus der Dich Nichts mehr befreien kann; so gilt's denn, die Verhältnisse zu nehmen wie sie sind, nicht daran zu denken, wie Du sie Dir einst erträumt, denn — Verwirklichung unserer Jugendträume ist ein Glück, das nur wenigen Auserwählten beschieden, ein Glück — das eine seltne Gnade des Himmels und nicht das gewöhnliche Loos der Menschen auf Erden."

---

## Achtes Kapitel.

---

Herrn Abraham Hain's Empfangszimmer, in dem er seine Kunden bediente, lag im düstern Erdgeschoß jenes alten Hauses der Sternengasse, an dem die von Außen angebrachten Gedenktafeln uns benachrichtigen, daß hier 1577 der unsterbliche Rubens geboren und die Wittwe Heinrichs IV. von Frankreich, Maria von Medicis 1642 in der Verbannung gestorben.

Ob die Wahl dieses Hauses zu seinem Geschäft als Geldmäkler und Pfandverleiher nicht eine der glücklichsten Spekulationen Herrn Hains war, bleibt dahingestellt; jedenfalls war's kein Mißgriff, denn das Haus merkte sich Jeder und vergaß Keiner, das Haus kannten Alle in Cöln und das kleinste Kind vermochte dem darnach forschenden Fremden das „Rubenshaus" zu zeigen.

Betrieb denn auch Abraham Hain sein Geschäft anfangs, als er von Hamburg nach Cöln übersiedelt war, mehr im Geheimen und unter der Hand, so war diese Geldquelle doch vermöge des berühmten Hauses, in dem er wohnte, bald die bekannteste und beliebteste. Der vornehmste Herr, die eleganteste Dame konnten dort ungenirt aus- und eingehen, denn eine Pietät für Rubens, ein Gefühl des Mitleids für Maria von Medicis gaben genügenden Vorwand für den Besuch, und Beides diente auch nicht selten als Vorwand, wenn die Geldbedürftigen dort von Leuten gesehen wurden, die ihre Noth nicht kennen sollten.

Fama berichtete nicht allein Wunderdinge von dem immensen Reichthum des Geldverleihers, Seltsames von seinem Leben, Gewohnheiten und Charakter; sie erzählte auch Unglaubliches von den Procenten, die er nahm. Hatte indessen die Polizei nach diesem unerhörten Wucher geforscht, so doch nie Etwas ergründet, das jene fabelhaften Gerüchte nur einigermaßen bestätigt, sondern aus Allem die Einfachheit und Armuth ersehen, die Abraham Hain der Welt gegenüber zur Schau trug.

Zu welcher Tageszeit man auch das Zimmer Herrn Hain's betrat, man fand ihn, wenn er zu

Hause war, immer an einem alten hölzernen Pulte sitzend, in seinen Büchern rechnend, und diese Bücher ergaben als höchsten Zins nur zehn Procent vom Hundert. In diesen Folianten standen tausende von Namen und die Mehrzahl hatte durch eigenhändige Unterschrift bestätigt, gut und solide bedient worden zu sein.

Erwähnte nun einer der nachforschenden Beamten, daß verlautet, diese Quittungen seien erzwungen, so zuckte Herr Abraham Hain nur die Achseln und erwiederte mit einer Miene leidender Geduld: „Gegen Verlaimdung giebt's kainen Schutz und ich kann de hohe Polesei nur von mainer Ehrlichkait überseugen, wenn der glückliche Fall eintritt, daß ainer von den hier anwesenden Herrn mal durch Unglück in die traurige Nothwendigkait sollte kommen, zu dem armen Abraham Hain su nehmen saine Suflucht; er würde sehen, daß ich bin kain Wucherer!"

Solche „Unglücksfälle" kamen bei der hohen Polizei auch vor, und derjenige der Beamten, welcher sich an Herrn Hain wandte, fand in ihm den redlichsten Mann und trug dazu bei, unehrenhaften Gerüchten über den armen Juden zu widersprechen.

Ebenso wie die Bücher nichts Verdächtiges ergaben, so wenig auch der Hausstand. Sein Zimmer war zwar reich möblirt, doch mit den verschiedensten Möbeln ausgestattet. Schrank reihte sich an Schrank, Kommode an Kommode, Stuhl stand über Stuhl und auf Brettern an den Wänden, auf den Tischen inmitten des Zimmers, befanden sich Haus- und Wirthschaftsgeräthe, Glas- und Porzellain; doch kein einziges Stück paßte zu einander, bildete die bunteste Mosaik und ließ den Gedanken nicht aufkommen, daß, wenn dies verfallne und eingesetzte Pfänder waren, wie Herr Hain behauptete, ihr Besitz ihn nie bereichert, noch je bereichern würde.

An dieses seltsam ausstaffirte Gemach stieß eine Schlafstube und Küche; Beide reihten sich dem Wohnzimmer würdig an und vervollständigten nebst der alten Dienerin, die den Portier machte und in Fällen der Abwesenheit Herrn Hain's Bestellungen annahm und ausrichtete, nur das Bild der Armuth, das der Besitzer selbst von sich zu entwerfen pflegte und auch durch seine äußere Erscheinung bestätigte.

Im Hause trug der Geldmäkler einen talarartigen Rock von buntem Stoff, dessen schreiende Farben durch jenen düstern Schleier gemildert waren, den

der tägliche Gebrauch hellen Kleidungsstücken mit der Zeit zu verleihen pflegt. Ein rothseidner Shawl, der ebenfalls laut die Vergänglichkeit alles Irdischen predigte, umschlang die Taille, verhütete das Auseinanderschlagen das Talars und entzog dem Beschauer in wohlthuender Weise den untern Theil seiner Bekleidung, der nach seinen beiden Ausgangspunkten unwillkürlich an Schiller's Ausspruch mahnte:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

Eine hohe, schwarze Sammetkappe vervollständigte die einfache, anspruchslose Haustoilette Abraham Hain's und diese — das eleganteste und sauberste Stück seiner Kleidung, — stand vortrefflich zu seinen silberweißen Haaren, die lang und leicht gelockt, in dichter Fülle ein Antlitz umwallten, das bei niedergeschlagenem Blick den Ausdruck ernster Ruhe und milder Güte trug.

Das Auge zeigte im Gespräch mit Fremden über Geldangelegenheiten Nichts von dieser Ruhe, dieser Güte, es war lebhaft, unstät, listig und verschlagen, auch finster und leidenschaftlich, je nachdem seine Stimmung und die Leute waren, mit denen er redete.

Ihm mußte dieser Verräther seiner geheimsten Gedanken wohlbekannt sein, denn er hatte die Gewohnheit, mit niedergeschlagenem Aug' dazustehen, oder mit abgewandtem Blick zu sprechen.

Alle, die Abraham Hain näher kannten, — und es waren deren Viele — wußten, daß zwei Sachen ihm unangenehm. Die erste war, daß er es augenscheinlich nicht vertragen konnte, wenn man sich in seinem Zimmer viel umsah, die zweite, wenn sich Jemand bei ihm nach den Zimmern der Marie von Medicis erkundigte, welche im ersten Stockwerk des Hauses lagen. Beides war aber so natürlich und kam auch häufig vor. Sowie indessen Herr Abraham solch gründliche Umschau in seinem Zimmer bemerkte, fesselte er den umherschweifenden Blick durch die Aeußerung:

„Muß Sie doch saigen das Interessanteste in maine Stube. Sehen Sie hierher!“ Er deutete nach einem Bilde über seinem Pulte und fuhr fort: „dieser schöne Knabe is der Rubens selig, der geboren in diesem Hause und in dieses Simmer. Das Conterfei hat er gemalt selbst, als er noch war Kind und vor der Sait, ehe er wurde in Antwerpen Page bei der schönen Gräfin von Lalaine.“

Das Bild war in der That ein hübsches Portrait; doch ob es die Vergangenheit hatte, die Herr Hain ihm beilegte, war unsicher.

Kam der zweite Fall vor, daß sich Jemand bei ihm nach der Königin erkundigte, die in dem Hause in Dürftigkeit gestorben, dann rief er heftig: „Was man nur will von die Simmer, in die gewohnt dieses Waib, das ich nicht kann laide. Sie werden jetzt bewohnt von raiche Laite! — ich kenne sie nicht, — denn — raiche Laite lasse nicht gern in ihre Simmer arme Laite — und ich sain arm; doch jene Laite oben sind auch sonderbare Laite, sie lassen überhaupt Niemand in ihre Wohnung und es wird sain vergebne Müh, wenn Sie thun anpochen dort."

Suchte trotzdem Jemand in diese einst von Maria von Medicis bewohnten Räume zu dringen, so ließ Herr David Henoch, der zu der Zeit die Etage gemiethet, höflich bedauern: den Wunsch nicht erfüllen zu können, da seine Frau krank sei."

Abraham Hain übernahm es stets, die Zurückgewiesenen zu trösten; doch bedauerten diese das gar zu sehr, rief er erstaunt:

„Ich waiß nicht, wie Sie sain! Thut doch das klainste Kind in Cöln wissen, daß starb jene Königin

hier in größter Armuth und Dürftigkait. Hatte sie aber beraits Nichts bei ihr Lebsait, wo soll denn herkommen kenigliche Pracht nach ihrem Tode? — Wollen Sie aber durchaus was sehen von dieses Waib, so gehn Sie doch an den Ort, wo liegt ihr Herz — wenn es noch wahr, daß gehabt diese Frau überhaupt Herz. — Diesen Ort können Sie finden in der Capelle im Dom hinter dem Hochaltar, wo es wurde begraben unter einen Stain, der hat kaine Inschrift, den aber thut kennen der Küster."

Abraham Hain spekulirte auch bei dieser Angabe nicht unrichtig, denn indem er von der Grabstätte des Herzens sprach, lenkte er die Aufmerksamkeit nicht selten von der Wohnung ab.

Warum er das that, blieb allen Uneingeweihten ein Räthsel, die wenigen in dies Geheimniß eingeweihten Personen wußten den Grund, der einfach darin bestand: daß jene Zimmerreihe im Rubens'schen Hause, die einst von der verbannten Königin bewohnt worden, zu der Zeit die eigentliche Wohnung Abraham Hains war! — Dort, wo Marie von Medicis in Dürftigkeit gelebt, in Armuth gestorben, konnte all der Glanz und Luxus gefunden werden, von dem die Fama in ungewissen, dunkelen Ge-

rüchten berichtet, dort wurden auch die unwahrscheinlichen Angaben der Procente wahrscheinlich, die Abraham Hain gewöhnlich nehmen sollte. Mit morgenländischer Pracht waren diese Gemächer ausgestattet; kostbare Teppiche deckten Wände, Tische und Fußboden, schwersilberne, siebenarmige Kronleuchter hingen von den Plafonds herab, seidne Divans mit schwellenden Polstern füllten die Ecken der Zimmer und aus antiken, goldenen Rauchschaalen stiegen die köstlichsten Wohlgerüche des Orients empor.

Diese Pracht der Ausstattung war weniger das Bedürfniß Abraham Hains gewesen, als seiner Tochter wegen geschehen, die es geliebt, von Glanz und Luxus umgeben, einsam und abgeschlossen zu leben, wie in frühern Jahrhunderten die jüdischen Frauen gelebt. Rebecka Hain war die einzige ihm übrig gebliebene Tochter einer zahlreichen Familie, der ganze Stolz, das ganze Glück ihres Vaters. So hatte er sie denn, während sie noch in seinem Hause lebte, mit Allem umgeben, wonach sie Verlangen getragen, für sie nicht allein alterthümliche kostbare Stoffe weben lassen und ihr glänzenden Schmuck gekauft, — sie nicht allein wie sein höchstes Kleinod werthgehalten, sondern auch als ihr Herz sprach, sie mit dem Manne

ihrer Wahl vereinigt, wie wenig dieser auch den Ansprüchen genügt, die er an einen Schwiegersohn gemacht. Herr David Henoch, Rebecka's Liebe, war nicht bloß kein Geschäftsmann, sondern ein Künstler, ein armer Künstler! — Abraham Hain dachte, daß er ja für Beide arbeiten könne, er ja nur Rebecka glücklich sehen wolle. Und sie wurde glücklich in ihrer Ehe. Vier Kinder, ein Knabe und drei Mädchen, erhöhten später das Glück der jungen Frau, das ganz ungetrübt gewesen wäre, wenn sie stets mit ihrem Vater hätte vereint bleiben können. Herr Henoch liebte aber den Verkehr mit der Welt, liebte Reisen, und Abraham Hain trennte sich daher von seinen Kindern und übersiedelte nach Cöln. Dort richtete er indessen für seine Tochter eine Wohnung ein und mehrere Monate im Jahre lebte sie mit Mann und Kindern bei ihm im Rubens'schen Hause.

Nur die Abendstunden seiner in Mühe und Arbeit verlebten Tage verbrachte Hain im Kreise seiner Familie, nur seine Sabbathe feierte er in jener glänzenden Wohnung, und dort umgab er sich auch mit der Pracht, die seine Tochter gern an Allen sah, die in ihrer Nähe waren. Was er von seinen Kindern für all seine Liebe und Aufopferung ver-

langte, war — ihn der Welt gegenüber als Vater zu verläugnen und als armen Mann gelten zu lassen.

Häufig wurden von seinem Sohne und seiner Tochter Einwände gegen seine Lebensweise erhoben; er besiegte sie stets durch die Antwort: arbeiten zu müssen, um gesund zu bleiben und leben zu können, — für arm zu gelten, um reich zu bleiben. Und reich, unermeßlich reich wurde Abraham Hain.

Sein Schwiegersohn stand ihm in dem Geldgeschäft nach Außen hin zur Seite, mußte die bedeutenden Summen auf seinen Namen unterbringen, die Interessen heben, kurz — zu den größern Spekulationen seinen Namen hergeben. Auf den Reisen, die er zu dem Zweck machte, begleitete ihn stets seine Frau und Kinder, die bei solchen Gelegenheiten mehr und mehr die Welt kennen lernten.

Abraham Hain überzeugte sich bei all den Geschäftssachen, die er seinem Sohne übertrug, wie wenig Genie zum Kaufmann David Henoch hatte, und um so glücklicher war er daher, in seinem Enkel von frühester Kindheit an einen Spekulationsgeist wahrzunehmen, wie er ihn selbst nicht größer besaß. So kam es denn, daß der kleine Benjamin schon von zarter Jugend auf von seinem Großvater in

Geschäftssachen unterrichtet wurde, von welchen er nie mit dem Vater des Knaben gesprochen, den er gänzlich untauglich zu allen kleinen Geschäften gehalten.

Nicht allein, daß Benjamin Henoch den Spekulationsgeist seines Großvaters geerbt, er zeigte auch bald Neigung für dessen Schwachheit, den Armen zu spielen. Seine Schwestern, die wie die Mutter stets in kostbare Stoffe gekleidet waren, mußten bei diesen Spielen Benjamins gleich orientalischen Prinzessinnen auf seidnen Polstern ruhen, während er, einen armen Handelsmann darstellend, ihnen Gold und Geschmeide zum Kauf anbot, oder er bestimmte sie dazu, stolz und vornehm an ihm vorüberzuschreiten, während er als Bedürftiger um eine milde Gabe von ihrer Hand flehte.

Nachdem Abraham Hain mit geheimem Entzücken einige solche Scenen zwischen den Kindern beobachtet, ließ er Benjamin in Wahrheit solche durchmachen, kleidete den Knaben so ärmlich wie möglich und schickte ihn in dem Anzuge auf die Straßen. Dem Kinde machte diese Abwechselung viele Freude, und bald zeigte sich, daß er ebenso gern als schmutziger Gassenjunge figurirte, als in den duftenden Zimmern

seiner Eltern über die persischen Teppiche schritt und englische und französische Vokabeln lernte.

Benjamins Straßenexcursionen hörten erst in seinem dreizehnten Jahre auf und wurden durch einen unangenehmen Vorfall beendet. Er, welcher sehr klein für sein Alter war und ein abschreckend häßliches Äußere besaß, wurde eines Morgens auf dem Neumarkte von einer Schaar großer Knaben neckend angegriffen, und als er sich vermöge seiner starken Körperkraft muthig wehrte, dennoch durch die Uebermacht bewältigt. Im entscheidenden Augenblick hielt ein kleines Mädchen die Mißhandlungen von ihm ab, stellte sich ihm schützend zur Seite, und ein gewisses Etwas in ihrem Wesen scheuchte die rohen Knaben zurück. Gelangte er auch unter ihrem Schutze glücklich und ungefährdet nach Hause, so war der Vorfall seinen Eltern doch sehr erwünscht, dem Großvater die Gefahr zu schildern, der er ausgesetzt gewesen.

Nach diesem Tage durfte Benjamin nur noch als armer Knabe in dem Comptoir seines Großvaters auftreten, und dort erhielt er die erste Anleitung in Geschäftssachen, in denen er später so Tüchtiges und auch Ausgezeichnetes leistete. In diesem Comptoir

galt aber Benjamin nie als der Sohn des reichen David Henoch, noch als Abrahams Enkel; sondern der Großvater gab ihn für ein Kind armer Leute aus, das Anlage zum Wechselgeschäft hätte. Daß der Knabe sich nie verrathen würde, dafür bürgte nicht allein seine Verschwiegenheit, sondern auch sein verschlossener Charakter und der strenge Gehorsam gegen Abraham Hain. Jedes von dessen Worten war Benjamin Gesetz und nicht einmal gegen seine Schwestern erwähnte er eine Sylbe von seinen Geschäftsstudien oder Spielstunden im Büreau des Großvaters.

In den Nachmittagsstunden des ersten Februar 1836 war Benjamin auch in dem Comptoir, und in dem düstern Hinterzimmer des alten, hohen Hauses brannte bereits auf dem Schreibepulte Abraham Hains eine Lampe. So eifrig der zwischen zwei hohen Schränken sitzende Knabe auch damit beschäftigt war, die zerrissenen Saiten an einer schönen Pedalharfe zu ordnen und wieder zu befestigen, entging ihm doch Nichts im Zimmer. So bemerkte er *denn*, daß sein Großvater plötzlich zu rechnen aufhörte und einem geheimen Fache seines Büreaus ein Kästchen entnahm, aus welchem, nachdem es geöffnet, ein buntfarbiger, wunderbar leuchtender Schimmer her-

vorbrach. Benjamin kannte durch die Hals- und Armspangen seiner Mutter, die den verschiedensten Schmuck besaß, Steine aller Art und wußte darum gleich, daß es Brillanten waren, die aus dem Kästchen strahlend hervorleuchteten. So gern er nun aber auch diese Steine in der Nähe gesehen, die feuriger und glänzender strahlten, als alle Brillanten, die er bisher erblickt, unterdrückte er doch diesen Wunsch, weil er wußte, sein Großvater liebte solche Neugierde nicht.

In demselben Augenblick, wo Abraham Hain das Kästchen möglichst weit von sich entfernt hinter die Lampe gestellt, mit bewunderndem Blick die Brillanten betrachtete, sich dann mehr und mehr von dem Pulte zurückzog und der Thüre näherte, da wurde plötzlich laut angeklopft, und ehe noch „Herein" gesagt, trat eine stattliche, schöne Dame eiligen Schritts in das Gemach.

Abraham Hain hatte nicht Zeit sein Kästchen zu entfernen, und das Feuer der Brillanten strahlte hell und glänzend durch das düstere Zimmer. Wohl gewahrte die Dame den Schein, that aber, als bemerke sie ihn nicht und sprach, auf Abraham Hain zuschreitend, freundlich und verbindlich: „Schon lange

war's meine Absicht, das Rubens'sche Haus zu besuchen und das Zimmer zu sehen, in dem der große Künstler geboren; doch es unterblieb, wie so Manches, das man lebhaft wünscht. Meine Freundin, Madame Leonhard Winter, bei der ich mit meiner Familie hier logire, rieth mir nun aber, einen der nächsten Tage zu dieser Excursion zu benutzen, und ich frage daher bei Ihnen, verehrtester Herr Hain, an, wann unser Besuch Sie am wenigsten stört."

Abraham Hain war ein solches Ersuchen ebenso gewöhnt, wie der Umstand bekannt, daß viele seiner vornehmen, weiblichen Kunden den großen Künstler als Vorwand nahmen, sich bei ihm einzuführen und den Weg zu seinem Geldbeutel durch erheucheltes Interesse an Rubens Lebensschicksal anzubahnen. Diesem Kunstgriff pflegte er stets in gleicher Weise zu begegnen, indem er eine Weile ruhig von den Verdiensten des berühmten Malers sprach, dessen Bild zeigte und auf sein Leben übergehend, hinzusetzte: „Und so raich Rubens auch war, so unermeßlich viel Geld er thät verdienen, befand er sich durch seine Graußmuth doch mitunter in der Lage, daß er mußte nehmen saine Sufludht su Männer, wie sain ich!"

Darauf wurde denn gewöhnlich von den Damen,

die wegen Geldangelegenheiten gekommen, seufzend erwiedert: „Ach mein Gott, wer kann nicht in solche Lage gerathen, wer sich nicht einmal trotz seines Reichthums in Geldnoth befinden."

Auch die Dame, welche am ersten Februar vor Herrn Abraham Hain stand, machte eine ähnliche Aeußerung und die Antwort, die der Geldverleiher in allen solchen Fällen, wie auch in dem jetzigen gab, lautete:

„Nun, wenn Sie gnädigste Frau sollten einmal gerathen in Verlegenheit, so halte ich mich empfohlen, bitte um Suspruch und thun versichern maine strengste Discretion."

Auf die Weise der Weg zum Geschäfte angebahnt, wurde die eingeleitete Sache verfolgt und gelangte zum Abschluß. So geschah es auch jetzt, — nur ohne weniger Schwierigkeiten, wie manchmal, wenn Herr Abraham keine genügende Sicherheit im Hintergrunde hatte. Solche bot ihm bei der Dame jener gleich anfangs von ihr so betonte Name „Madame Leonhard Winter". Ihn trug eine der reichsten Frauen Cölns, die Jeder wenigstens diesem Namen nach kannte, und Herr Hain hatte ihn nicht überhört. Sich beim Abschluß der Verhandlung tief vor

der aristokratischen Erscheinung der Fremden verneigend, fragte er ehrerbietig: „Und die 700 Thaler habe ich su bringe morgen in das Haus von Madame Winter?“

„Gereonsstraße Nummer —

„O ich waiß, ich waiß! wer wird nicht kenne das Haus von so raiche Laite!“ rief Abraham schnell.

„Ich wohne im Gartenhause und heiße von Halden“, sagte die Dame bescheiden.

Abraham Hain notirte den Namen, Frau von Halden warf unterdessen einen Blick auf die strahlenden Steine und der Geldverleiher, der Alles bemerkte, was um ihn her vorging, sah diese Blicke der Bewunderung, diese Blicke des Erstaunens. Viel zu sehr Geschäftsmann, um eine sich zufällig bietende Chance des Vortheils außer Acht zu lassen, ergriff er solche im Gegentheil stets mit beiden Händen, und so durchzuckte ihn denn kaum der Gedanke, daß diese Brillanten durch irgend welche Verkettung von Umständen sein Eigenthum werden könnten, als auch die nächstfolgende Idee schon war: sie möglichst gut zu verwerthen. Eine Madame Winter konnte solche Steine kaufen! Es galt daher nur, die Dame von

deren Vorhandensein zu unterrichten. Als darum Abraham Hain den Namen notirt, sagte er ruhig:

„Nicht wahr, das sain Brillanten von allerrainsten Wasser! und sollten sie mal werden verkauft, wär's ain Schmuck Ihrer würdig oder der verehrten Madame Winter!“

Der Jude glitt bei diesen Worten zu seinem Pulte, entnahm ihm das Kästchen mit dem glänzenden Inhalt und zeigte Frau von Halden ein großes Kreuz, das in antiker Fassung Brillanten vom höchsten Werthe, vom seltensten Glanze enthielt.

„Daß Jemand, der solchen Schmuck besitzt, in die Lage kommen kann, ihn zu versetzen!“ sprach die Präsidentin sinnend.

„Wenn die Person sain, wie ich thun vermuthen, die Frau aines Spielers, so ist nichts laichter als das!“ entgegnete Abraham.

Frau von Halden zuckte bei der Wendung unwillkürlich zusammen und ernsten Blicks das alte Kreuz betrachtend, sagte sie nach kurzer Pause: „Ja, ja, da mögen Sie Recht haben, Herr Hain, denn durch Spiel verliert sich Geld und Geldeswerth wohl am schnellsten.“

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach die Unter-

Haltung. Die Präsidentin erschrak heftig, und der Geldverleiher, der die Ursach dieses Schrecks richtig vermuthete, rief beschwichtigend: „Beruhigen Sie sich! es wird sain das arme Waib, die kommen wollt' um diese Stund' einsulösen das Kreuz. Sie wird Sie nicht sehen, denn sie thut selten aufschlagen das Auge."

Die Präsidentin zog ihre Capuze dennoch tief in's Gesicht, verschleierte ihr Antlitz und eilte mit den Worten: „Auf Wiedersehen morgen!" dem Ausgange rasch entgegen. Als sie hinausschritt, gewahrte sie im ersten Moment Niemand; dann aber fiel ihr forschender Blick auf ein kleines, sehr bleich und kränklich aussehendes Mädchen, das zitternd am Pfosten der Thüre lehnte und mit großen, hell-glänzenden Augen zu ihr emporsah.

## Neuntes Kapitel.

Verklärten Blicks ruht oft das wonnetrunk'ne Auge der hoffenden und glücklichen Jugend auf dem heitern, lachenden Antlitz der Freuden dieser Welt, und je rosiger deren Antlitz ihr entgegenstrahlt, desto weniger gedenkt sie der Leichtigkeit, durch welche grade diese Freuden getrübt zu werden vermögen, die jedes tiefern Gehalts entbehren, — diese Freuden, bei denen es ja oft nur eines Hauches bedarf, ihre ganze entzückende Farbenpracht zu zerstören — einer einzigen dunkeln Wolke, ihren blendensten Glanz zu umhüllen! —

Auch Mathilde von Halden schaute den Freuden des Balls im Winter'schen Hause sicher und vertrauend entgegen, und in ihrem lieblichen Antlitz spiegelte sich bereits der Vorgenuß des Glücks, das sie von den kommenden Stunden erwartete.

Wie einfach sie sich auch zu dem glänzenden Feste geschmückt, ihr Äußeres konnte dadurch nur gehoben werden. Sie war keine stolze, keine Alles besiegende Erscheinung; doch unmöglich konnte ein lieblicheres Antlitz, eine anmuthigere Gestalt gefunden werden, wie sie hatte. — Sanftmuth, Bescheidenheit, die Haupteigenschaften ihres einfachen, anspruchslosen Charakters, prägten sich vorzugsweise aus in den feinen Linien ihres jugendlichen Gesichts und gaben ihren keineswegs bedeutenden, jedoch ansprechenden Zügen den unwiderstehlichsten Reiz. Ihr nußbraunes Haar war nicht reich, aber weichgelockt und fiel in natürlichen Wellen bis auf den weißen, leicht gebognen Nacken; ihr Auge, das nicht groß, war so tiefblau und unschuldig, wie das einer Madonna, — auf ihren Wangen blühten die Rosen der Gesundheit und ihr kleiner Mund zeigte beim Lachen die reizendsten Zähne.

Als sie am Abend des ersten Februar im Spiegel den letzten prüfenden Blick auf ihre *Toilette* warf, schien sie in unschuldiger Eitelkeit befriedigt durch das Resultat dieser Prüfung. So gering auch die Mittel, welche sie zu ihrem Schmuck gewählt, sie erfüllten vollkommen ihren Zweck. Das weiße

Mullkleid paßte zu ihrem klaren, schneeigen Teint, der Vergißmeinnichtkranz zu ihren lichtbraunen Locken und das Medaillon, das sie an einfach schwarzem Sammtbande um den Hals trug, und welches eine Locke von Harald enthielt, galt ihr tausendfach schönerer Schmuck, als der, den sie von Sigismund Winter erhalten! —

So lächelte sie denn glücklich ihr liebliches Spiegelbild an, hüpfte dann leicht und graziös durch das Zimmer und rief jubelnd: „Mama, Mama, ich bin schon lange fertig!“

Frau von Halden befand sich im Nebenzimmer. Obgleich sie vor einem hohen Toilettenspiegel saß, warf sie keinen Blick auf die stattliche und noch immer so schöne Erscheinung, die er zurückstrahlte; sondern ernst und fest ruhte ihr Auge auf jenem Briefe, den sie zuvor erhalten, schon zum zweiten mal wieder durchlesen und noch in der Hand hielt.

Seitwärts von ihr stand eine alte Dienerin, die Pflegerin ihrer Kindheit und treue Stütze ihres Haushalts; diese wagte augenscheinlich nicht, die Präsidentin zu stören, trotzdem Minute nach Minute über der zur Toilette festgesetzten Stunde verstrich, und der Anzug der Herrin noch nicht beendet war.

Der freudige Ruf der Tochter störte endlich das ernste Sinnen der Mutter; sie faltete den Brief zusammen, verschloß ihn in einer Kommode und sagte hastig: „Wir müssen uns beeilen, Barbara!"

Barbara setzte der Gebieterin einen Toque von kirschrothem Sammet mit langer Straußfeder auf, ordnete das künstliche Lockentoupet unter diesem Kopfputz und griff dann nach Fächer, Shawl und Handschuhen.

„Wie gut Du noch immer Alles zu machen verstehst, Barbara! sprach Frau von Halden freundlich.

„Könnt ich nur mehr thun, Frau Präsidentin! — könnt' ich all Ihre Sorgen, allen Kummer, der Sie drückt, verscheuchen!"

„Gute Barbara! glaub' mir, ich habe wirklich weniger Sorgen, wie Du immer denkst und bin völlig zufrieden mit meinem Schicksal."

„Sie sind ein Engel, Frau Präsidentin!" rief die alte Dienerin voll Begeisterung, „Sie waren Zeit Ihres Lebens so gut, allen Kummer allein zu tragen, nur ihre Freude mit Andern zu theilen."

Die Präsidentin erbleichte ein wenig bei dem enthusiastischen Lobe, reichte ihrer treusten Verehrerin aber die Hand zum Kusse und sprach ernst: „Also

Barbara, wie wir verabredet, Du verräthst Niemand, daß ich einen Brief erhalten, diesen Abend sollen sie noch Alle froh verleben."

„Sagt' ich's nicht, daß Sie ein Engel wären! Ja ja, um die Anderen froh zu sehen, tragen Sie den Schmerz allein; doch, Frau Präsidentin, mir, der alten treuen Barbara, mir sagen Sie, was geschehn."

„Mein Schwager mißbilligt die Neigung meiner Tochter zu einem armen Officier und das betrübt mich tief."

„Aber der Graf wird doch einst reich!"

„Morgen mehr davon, Barbara!"

Die Präsidentin rauschte in ihrem silbergrauen Atlaskleide in das Nebenzimmer, wo ihre Tochter sich damit die Zeit verkürzte, die Eintrittscomplimente zu üben und unter tiefen Verbeugungen an Tischen und Stühlen vorüberging. Mathilde erröthete nicht wenig, bei ihrem Studium der Grazie überrascht zu werden, eilte dann der Mutter entgegen und rief im Tone aufrichtiger Bewunderung: „Mama, wie schön Du aussiehst!"

„Ich bedaure, Dir das Compliment nicht erwiedern zu können!" entgegnete die Präsidentin, mit

scharfem Blick die Toilette der Tochter prüfend und fuhr strenge, wie sie selten sprach, fort:

„Warum befolgtest Du nicht meine Worte, oder sagte Barbara Dir nicht, ich wünschte, Du möchtest das blau brochirte Seidenkleid anziehen, das die gute Tante Winter Dir geschenkt, möchtest statt Blumen den Schmuck nehmen, den Sigismund Dir gegeben? —"

Mathilde erwiederte zögernd: „Harald bat mich, ein weißes Kleid zu wählen, liebe Mutter."

„Und der Wunsch eines jungen Officiers galt Dir mehr, als die Bitte der Mutter? —"

Die Präsidentin klingelte, Barbara erschien und erhielt die Weisung, das blaue Kleid zu bringen.

Nach einer Viertelstunde war die Toilette des jungen Mädchens gänzlich verändert, und zu dem kostbaren Gewande paßte der Schmuck von Türkisen und Brillanten vortrefflich. Mathilde sah jetzt prächtig aus; doch wo war das strahlende Lächeln des Glücks geblieben, mit dem sie zuvor ihre einfache Toilette betrachtet? — Entschwunden schien's für immer, und tief senkte sich die von Kummer umschattete Stirn unter dem funkelnden Diadem, die vordem so licht und frei unter dem Vergißmeinnichtkranze

vorgesehn, demüthig bog sich der Hals unter den schimmernden Brillanten, der so stolz das einfache Sammetband mit dem kleinen Medaillon getragen.

Finstern Auges schaute Harald auf die reich und köstlich geschmückte Geliebte; doch Frau von Halden wußte die Tochter den Worten des Vorwurfs geschickt zu entziehen. Noch düstrer aber blickte der junge Mann auf das bebende Mädchen, als Mathilde ihn im Ballsaal auf Befehl der Mutter bat: sie für die ersten Tänze frei zu geben, indem sie diese mit den Söhnen des Hauses tanzen solle."

Als Sigismund Winter mit dem fremden jungen Mädchen den Ball eröffnete, regte sich Neid im Herzen vieler anwesenden Damen, die näheres Anrecht auf den reichen Erben zu haben glaubten; die arme Präsidententochter wurde vielfach und bitter wegen ihres „Staates" angefeindet und wenig fehlte, daß man Mathilden auch noch das Gichtleiden ihres Vaters zum Vorwurf gemacht. Nach einer Tour mit dem Erstgebornen des Hauses Winter legte sich dieser Neid schon Etwas und boshafte Schadenfreude trat an die Stelle. Herr Sigismund war nämlich so taktlos im Tanze, wie taktfest in der alten Geschichte; sich durchaus nicht nach seinem Ideale „Hanni-

bal richtend, der stets langsam und sicher vorgedrungen, durchraste und durchstolperte er in so wildem Ungestüm den großen Saal, als hinge von seiner Eile die Eroberung einer Welt ab, und wie wenn die Ecken dieses Saales feindliche Schanzen gewesen, deren Erstürmung es gelte, so stürzte er in blindem Taumel, weder rechts noch links sehend, Alles anrennend, mit seiner unglücklichen Tänzerin in diese Ecken, trat die Winkelmänner unbarmherzig auf die Füße und gelangte nach beendeter Tour jedesmal athemlos an seinen Platz.

Dieser Tanz mit dem Verkündiger der „Grundidee“ Hannibals war ein förmliches Spießruthenlaufen, und gar mancher Fächer wurde vor das Antlitz gehalten, um das Lachen dahinter zu verbergen.

Im zweiten Tanz genoß die arme Mathilde den schneidensten Contrast. Sie mußte dazu Edmunds Engagement annehmen. Wie dieser geistig verschieden vom ältern Bruder, so auch beim Tanze; und beschränkt wie der Horizont seiner Gedanken, — der Spielraum, den er sich zu den Luftsprüngen seiner Füße erkor. Gleich einem Gummiball fuhr er bei jedem Vierteltakt der Musik empor und blieb streng im kleinen Terrain des Kronleuchters, dessen Licht

hell und strahlend seine wunderlichen Sprünge beleuchtete.

Das Urtheil der Gäste würde sicher anders über das originelle Tanzen der Söhne des Hauses gelautet haben, wären sie nicht Millionäre gewesen; so aber hoffte eine Familie für die Tochter, eine andere für Schwester, Schwägerin oder Cousine auf eine Parthie mit Sigismund oder Edmund. Man redete daher bei Beurtheilung des ältesten Bruders nur von den Fähigkeiten seines Kopfes und ignorirte die Unbeholfenheit seiner Füße; — bei dem Jüngsten hingegen, wo man weder über Kopf, noch Füße etwas Lobendes zu sagen hatte, sprach man von der Vortrefflichkeit seines Herzens, und so diente Beider Gold als helle Leuchte zur Auffindung ihrer verborgenen Tugenden.

Harald von Tondern allein war unerbittlicher Kritiker. Die Aufmerksamkeiten, die Sigismund Mathilden erwies, steigerten seine Eifersucht, welche schon seit Eröffnung des Balls mit ihr, rege geworden, und Erbitterung gegen den anscheinend Bevorzugten trieben ihn zu kleinlicher Rache.

Stets wußte er es im Verlaufe des Abends so einzurichten, in einer Tour mit dem unbeholfenen

Sigismund zu tanzen. Gegen des gewandten Officiers Bewegungen, gegen die leichte, anmuthige Art, seine schöne, edle Gestalt zu tragen, bildete der ewig stolpernde Verfasser der Hannibal'schen „Grundidee" den stärksten Contrast.

Die Präsidentin war außer sich über Haralds Bemühen, den Sohn des Hauses lächerlich zu machen; sie bezeichnete sein Benehmen zu Mathilden eines edlen Charakters unwürdig und dankte nur Gott, daß ihre „liebe Doris" Nichts von den kleinen Chikanen merkte und ganz treuherzig zu ihrer Tochter sagte: „Glaub' Mathildchen, die schlechtesten Tänzer sind oft die besten Ehemänner."

An Harald nicht allein erlebte Frau von Halden an diesen Abend den größten Kummer; sondern Roderich bereitete ihr ein noch tieferes Herzleid. Den Wunsch der Mutter, den Ball zu besuchen, hatte er zwar erfüllt; doch welches Opfer er durch seine Anwesenheit brachte, zeigte sich deutlich in seinem ganzen Wesen. Er, der so junge Mann, stand mit dem Ausdruck eines lebensmüden Greises da, und sein schönes Gesicht verrieth in jedem Zuge so viel Ernst — fast Trauer im Hinblick auf die fröhliche Menge, daß die Präsidentin immer von Neuem, von

innerer Angst gefoltert, zu ihm hinsah, das Räthsel seines Leids zu lösen suchte, welches sich so klar in seinem Antlitz ausprägte.

Roderich von Halden war im Äußern der entschiedenste Gegensatz von Harald; er hatte mehr die Erscheinung eines Südländers: schwarzes Haar, große, dunkle, feurige Augen und bräunliches Colorit. Seine Gestalt erhob sich nur wenig über Mittelgröße, war aber schlank, geschmeidig und elastisch. Offenheit und Wahrheit, Gutmüthigkeit und Freundlichkeit waren die Grundzüge seines Charakters, und seine Lebendigkeit, große Heiterkeit und stets sich gleich bleibende gute Laune hatten ihn früher nicht allein zum Liebling des Hauses gemacht, sondern ihm auch nach Außen hin viele Freunde erworben. Von dieser ehemaligen übersprudelnden Laune war jetzt keine Spur mehr zu entdecken, er völlig gegen sonst verändert, und seiner Mutter fiel dieser Wechsel um so mehr auf, als sie nie geglaubt, daß ihr heitrer Sohn je ernst werden könne und sie stets gefürchtet, daß sein leichter Sinn zu schnell den Anstrich angebornen Leichtsinns gewinnen würde. Zu dieser Furcht war Frau von Halden wohl berechtigt, denn sowie er von ihr das Äußere geerbt, war ihm

von Seiten des Vaters vollständige Erbschaft aller dessen guten und bösen Charaktereigenschaften zu Theil geworden. Mit leichtem Sinn verband Roderich in der That unwiderstehlichen Hang zu Leichtsinn, und hätte er den ernsten, soliden und charakterfesten Harald nicht von Jugend auf als treuen Freund zur Seite gehabt, er wäre ohne diese sichere Stütze noch mehr Opfer seiner starken Leidenschaften geworden.

Harald liebte Roderich wie einen Bruder, und trotz ihrer völligen Charakterverschiedenheit vertrugen sich Beide herrlich, und nie trübte ein Schatten das schöne Bündniß ihrer Freundschaft, das sie seit Jahren bereits eng und fest vereinigt.

Von Harald nahm der lebendige, in allen Dingen leidenschaftliche Roderich stets Rath an, und durch ihn ließ er sich auch häufig zu besserer Erkenntniß leiten. So war's denn auch Harald, der oft als schützender Engel neben ihm gestanden, wenn der leidenschaftliche Hang zum Spiel ihn fortgerissen. Harald mahnte, bat in so zarter, rücksichtsvoller und doch so entschiedner Weise, daß ihm nicht leicht zu widerstehen war.

Den wichtigsten Dienst hatte der Freund dem

Freunde aber dadurch geleistet, daß er vor einigen Jahren, als Roderich zumersten male sehr hoch gespielt, bedeutend verloren und sich in der größten Verlegenheit befand, die Summe für ihn von einem Wechsler entnahm und sich mit der Zulage, die er von seinem Onkel erhielt, für die Abtragung der Schuld verbürgte.

In dieser Zeit stand nun Harald dem unbesonnenen Freunde abermals als guter Engel zur Seite, denn Roderich verblendete eine leidenschaftliche Liebe zu der jungen, schönen, aber koketten Frau seines Obersten bis zur höchsten Sinnlosigkeit, und Harald hatte schon das Schlimmste befürchtet. Wie tief und nachhaltig diese Leidenschaft war, bemerkte Harald erst bei ihrer Anwesenheit in Cöln, wo der unglücklich Liebende jeden Tag wieder nach Berlin zurückreisen wollte und stets versicherte, nicht mehr leben zu können, ohne Frau von Hochberg zu sehen. Vergeblich schilderte Harald ihm das Unrechte und Sündhafte solcher Gefühle, — sie beglückten und beseligten den jungen Mann, wurden anscheinend mit gleicher Leidenschaft erwiedert und wenig kümmerten ihn daher alle Warnungen und Rathschläge.

Das Einzige, was Harald vorläufig durch unab-

lässige Ermahnungen erreicht, war, daß Roderich in Cöln geblieben und sich immer wieder so weit gesammelt, um vor seinen Eltern die Zerrissenheit seines Herzens, die Qual seiner Seele einigermaßen zu verbergen.

Auch auf dem Balle im Winter'schen Hause machte Harald den Freund aufmerksam, wie besorgt die Mutter ihn anblicke, er sich daher zusammennehmen solle und müsse. Roderich that es endlich, tanzte sogar und sprach viel und lebhaft. Täuschte er aber auch damit Andere, so doch das scharfe Auge der Präsidentin nicht! Diese wollte ganz klar sehen, und als es daher der Zufall fügte, daß sie im Verlaufe des Abends einmal in einem der Nebenzimmer Harald allein traf und ungestört mit ihm reden konnte, da sagte sie ruhig: „Die Ursache von Roderichs verändertem Wesen muß ich kennen lernen, lieber Harald; ich überlasse Ihnen die Entscheidung, ob ich diesen Grund durch ihn selbst oder Sie kennen lernen soll.

„Dann nur durch mich!" entgegnete Harald entschieden.

„So reden Sie!" bat sie lebhaft.

„Doch nicht jetzt!" rief er überrascht.

„Gewiß!“ antwortete sie bestimmt. In der Präsidentin war an dem Tage der Entschluß reif geworden: mit heut enden alle freundschaftlichen Beziehungen zu Harald! So mußte denn der Freund ihres Sohnes ihr noch an demselben Abend das Geheimniß offenbaren, das diesen bedrückte, denn in den Stunden konnte sie Harald noch bitten, — am folgenden Tage mußte sie ihm nach dem, was sie erfahren, vielleicht nur als Befehlende gegenüberstehen!

Nur weniger Worte bedurfte es, um die Präsidentin von Roderichs Geheimniß zu unterrichten. Wie furchtbar sie auch der Schlag traf, der ihre ehrgeizigen Träume zu vernichten drohte und die Existenz ihres Sohnes gefährdete — sie ließ davon Harald nichts merken, sie lächelte, wo sie hätte weinen mögen; sprach über das, was sie schwerer nahm, als Jemand ahnen konnte, mit leichtem Ton und täuschte Harald über ihren wahren Seelenzustand so vollkommen, wie sie ihn zu täuschen beabsichtigte.

---

## Zehntes Kapitel.

Der Morgen des nächsten Tages war kaum angebrochen, als die Präsidentin von Halden schon wieder das Haus ihrer Freundin betrat, in dem nach der vergangenen Ballnacht außer einigen Mägden noch Alles im tiefen Schlafe lag. Unbehindert trat sie in das Zimmer der Madame Winter, und als diese erwachte, sah sie die Freundin ihrer Kindheit und Jugend, die Gefährtin ihrer jetzigen Tage, mit dem Ausdruck tiefen Kummers an ihrem Bette sitzen. Erschrocken fuhr sie empor, ihrer Frage kam der schmerzliche Ausruf: „Du Glückliche, die Du ruhig schlafen kannst!“ zuvor und ein sanftes, resignirtes Lächeln der Präsidentin that das Übrige, das gute Herz der Madame Winter völlig zu erweichen.

Ein Leid, das den Schlaf fern hielt, war der

einfachen Frau nicht bekannt, außer von Hörensagen, es erschien ihr aber, die dem Schlaf ganz besonders huldigte, als etwas Furchtbares und Niemanden bedauerte sie mehr, als Den, der dieser, ihrer Ansicht nach größten Wohlthat des Lebens durch Kummer oder Schmerz verlustig ging. So verdunkelte denn auch in dem Augenblick, als ihre Freundin jene Worte ausrief, eine Thräne ihren ohnehin nie sehr klaren Blick, und angstvoll fragte sie wie immer: „Kann ich Dir nicht helfen, liebe Clara?"

„Ich hoffe! — und darum komme ich zu Dir," entgegnete die Präsidentin im Tone vollen Vertrauens.

Madame Winter richtete sich nun ganz auf, zog ihre Schlafhaube in Ordnung und sah die Freundin erwartungsvoll an. Frau von Halden strich flüchtig mit der Hand über die Stirn, seufzte tief und sprach dann hastig: „Zu langer Auseinandersetzung habe ich keine Zeit, liebe Doris, doch Du bist zum Glück eine klare, verständnißreiche Natur und wirst darum leicht fassen, was mir zu schmerzlich ist, um es weitläufig zu erörtern."

Madame Winter senkte bei dem Lobe das Auge und sah etwas ängstlich bei der Anforderung aus, die an ihre Fassungsgabe gemacht wurde. Zu ihrem

Glücke waren aber Frau von Haldens Worte, wie immer, nur „Worte", und sie sprach bald ganz deutlich und verständlich, daß sie am vergangenen Abend die Entdeckung gemacht, wie Haralds brüderliche Liebe zu ihrer Tochter plötzlich eine andere Färbung annehme, wie sie und auch ihr Mann gegen Courmachereien eines Officiers eingenommen wären, — wie sie Beide wünschten, der Sache vorzubeugen um nie in die unangenehme Lage zu kommen, den ihnen sonst so theuren Pflegesohn durch einen Korb kränken und für immer aus ihrem Hause verbannen zu müssen. Ernst fuhr die Präsidentin fort: „Deshalb hat mein Mann denn fest beschlossen, daß Harald heut schon abreisen soll; er wird es ihm nachher sagen und ich bitte Dich nur, liebe Doris, Mathilde heute bei Dir zu behalten, damit der junge, feurige Mann durch kein Wort der Liebe die Unschuld und den Frieden ihres Herzens stört."

Freudiger hätte der Morgen für Madame Winter nicht anbrechen können, als durch die Nachricht, daß Harald, — der gefährliche Nebenbuhler ihres Sohnes — abreisen solle und ihre Freunde keine nähere Verbindung mit Graf Tondern wünschten. Lebhaft ergriff sie die Hand der Präsidentin, sah

sie so glücklich an, daß diese das Schlimmste fürchtete, was ihr begegnen konnte, — eine Erklärung! — Um solches Vertrauen zu verhindern, das in dem Augenblick ihren Plänen nicht nutzen, ihnen nur schaden konnte, da Mathilde noch zu blind für Harald eingenommen, setzte sie rasch hinzu:

„Mathilde ist noch zu sehr Kind, um schon von Liebe hören zu sollen, zu jung, daß wir wünschen könnten, sie bald verlobt zu sehn. Sie soll vorläufig noch Tochterpflichten üben, soll ihren Vater pflegen, der ja nicht ohne sie leben kann, soll mir eine Stütze sein, und heirathet sie vielleicht nach einigen Jahren, dann mag der Mann, der sie zum Altar führt, auch derjenige sein, der voll und ungetheilt die Liebe ihres so reichen Herzens genießt.“

Madame Winter war durch die ersten Worte nicht ganz befriedigt, sah nicht recht ein, warum Mathilde nicht schon bald heirathen — und zwar ihren Sohn heirathen solle! Der Schluß besänftigte sie aber wieder vollkommen, und wie stets imponirten ihr auch in diesem Augenblick die hochtönenden Phrasen. Mit dem Kopfe nickend, wiederholte sie andächtig: „der voll und ungetheilt die Liebe ihres so reichen Herzens genießt.“

Frau von Halden sah die Wirkung ihrer schlauen Rhetorik und — war zufrieden; sich erhebend setzte sie vertrauend hinzu:

„Nicht wahr, Doris, Du hilfst mir, unsere Mathilde, die Dich ja wie ihre zweite Mutter liebt, davor zu bewahren, mit dem heftigen und stürmischen Harald zusammenzutreffen?"

Madame Winter versprach nichts lieber als das — versprach's mit Freuden. Als die Präsidentin sie dann küßte, ihr dankte, tief aufseufzend das Anerbieten ablehnte, mit ihr zu frühstücken und mit einem Blicke von ihr scheiden wollte, als lasteten noch Centner auf ihrem Herzen, da wurde es selbst der nichts weniger als scharfblickenden Frau klar, daß noch etwas Anderes die Seele der Freundin bedrückte. Sie hielt sie daher fest, drang in sie, ihr Alles zu sagen und Frau von Halden gestand leise, daß sie einen Geldverleiher erwarte, mit dem sie Geschäfte abzumachen.

„Wie, Clara, Du bedurftest Geld und hast Dich nicht an mich gewendet?" rief Madame Winter überrascht.

„Ich würde das nie können, Doris!" entgegnete

ruhig die Präsidentin und versuchte, ihre Hand der der Freundin zu entziehen.

Madame Winter war beleidigt, zeigte das; die Freundin warf sich an ihre Brust, bat um Verzeihung und erzählte, daß Harald hoch gespielt, ihr Sohn sich mit für ihn verbürgt, beide jungen Leute in arger Verlegenheit wären, sich gestern vertrauungsvoll an sie gewendet hätten und sie nicht den Muth gehabt, ihre Bitte abzuschlagen.

„So war ich denn gestern bei Abraham Hain!“ schloß Frau von Halden ihre Beichte, „und er bringt mir heut, jetzt bald, das Geld. Nun aber Adieu, Doris, und sei mir nicht böse, daß ich Dich nicht bitten konnte, Dich, die Du so viel, Alles für mich thust.“

Wie richtig, wie gut hatte die Präsidentin berechnet! Madame Winter glaubte ihr vollkommen, hielt sie nebenbei für die edelste, die aufopferndste Natur, duldete aber nicht, daß sie von ihr fortging, ohne 700 Thaler genommen und ihr versprochen zu haben: „damit die Schulden der jungen Leute zu tilgen.“

Als Frau von Halden nach den Abzahlungsterminen fragte, entgegnete Madame Winter mit einer

Emphase, die jener nichts nachgab, welche ihre Freundin zu Zeiten entwickelte:

„Du theure Clara hast sicherlich auch nicht Deinen Pflegesohn nach den Terminen gefragt und mußt mir daher schon erlauben, gleich edelmüthig zu handeln!“ In ihren gewöhnlichen, einfachen Redeton zurückfallend, setzte sie hinzu: „Mein Gott, ich gebe ein Diner, einen Ball weniger, wenn's sein muß und — der Schade ist gedeckt, ohne mich im Geringsten belästigt zu haben.“

Letzteres dachte auch die Präsidentin und ruhig verließ sie die Freundin. In ihrer Wohnung wieder angelangt, begegnete sie den Fragen der Tochter mit der Erklärung: „Man muß die Wohlthaten unserer Freunde zu vergelten suchen! Tante Doris verschaffte uns gestern Vergnügen, wir müssen ihr heute nutzen. Bis jetzt half ich ihr und nun magst Du hinübergehen und sie beim Forträumen des Silbers und der Service unterstützen.“

Nachdem Mathilde fort, hatte die Präsidentin eine lange Unterredung mit ihrem Manne und ließ dann Harald bitten, zu ihr zu kommen. Er glaubte fest, ein weiteres Examen über Roderichs Angelegenheit bestehen zu müssen und betrat ahnungslos das Wohnzim-

mer des Präsidenten. Wie immer in den Morgenstunden fand er Frau von Halden an der Seite ihres Gatten; doch nicht wie sonst, Zeitungen vorlesend, sondern damit beschäftgt, einen Brief zu glätten, den ihre Hand zerknittert.

Ihr bleiches Gesicht, das Zittern ihrer Finger beängstigten ihn und von lebhafter Theilnahme erfüllt, sprach er besorgt: „Erhielten Sie traurige Nachrichten?"

„Noch unangenehmere, wie traurige, bester Harald."

„Von wem?"

„Aus Rügen."

„Mein Onkel schrieb?"

„Nein, mein Schwager."

„In meinen Angelegenheiten?"

„Ja."

„O geben Sie mir den Brief, daß ich rasch erfahre —"

„Lieber Harald, der Brief ist an mich, enthält scharfe, das Mutterherz schwer treffende Vorwürfe und — verdiene ich sie vielleicht auch, die ich aus Liebe zu Ihnen und Mathilden gefehlt — so schmerzen sie um so tiefer und ich mag mich nicht noch

dem beschämenden Gedanken unterziehen, daß Sie Alles lesen.“

„So sagen Sie mir schnell, was geschehen! — die tödtlichste Angst foltert mich!“

Der Präsidentin war mit dieser Discretion Haralds durchaus nicht gedient; sie hatte neue Bitte, nicht so schnelle Entsagung erwartet und ihr lag, — wie die Sachen standen — sehr daran, daß der junge Mann den Brief selbst lesen sollte. Rasch faßte sich die Frau, die selten auf lange die Fassung verlor und spielte mit Gewandtheit eine Rolle fort, die sie sich zum Besten ihrer Tochter gründlich einstudirt. So verhüllte sie denn einen, aber auch nur einen Augenblick ihr Gesicht mit den Händen, wie wenn das Gefühl der Scham sie überwältige — dann richtete sie sich empor, und Haralds Hände ergreifend, sprach sie mit allen Anzeichen einer tiefen und heftigen Bewegung:

„Harald, ich achte Sie zu hoch, liebe Sie zu sehr, vertraue Ihnen zu unbedingt, um nicht den Muth zu haben, ganz offen gegen Sie zu sein und den Gedanken mit Ruhe ertragen zu können, in Ihren Augen gedemüthigt dazustehn! So lesen Sie denn den Brief; doch habe ich, das schwache Weib

— die Geistesstärke, Ihnen diesen Brief zu übergeben, in dem aller Tadel auf mich geworfen wird, so seien Sie, der junge, kräftige Mann, aber auch stark genug, den Schlag zu tragen, der für Sie in dem Schreiben enthalten, und welcher Sie schwer treffen muß, schwer treffen wird!“

Sie enteilte nach diesen Worten wie vom heftigsten Schmerz übermannt dem Zimmer, wandte sich indessen in der Thüre noch einmal verstohlen um, sah, daß Harald den Brief hastig entfaltete und warf nun ihrem Manne einen Blick zu, der den Präsidenten an Alles mahnte, was zwischen ihnen zum künftigen Wohle ihrer Tochter und schnellsten Beendigung einer unangenehmen Sache verabredet worden.

Der Brief des General von Halden lautete:

Bronswiek auf Rügen im Januär 1836.

Liebe Schwägerin!

Unmöglich kann's und wird's Dich wundern, daß ein Brief Haralds von Tondern an seinen Onkel in meine Hand gefallen und von mir geöffnet worden, denn seit länger als siebzehn Jahren auf das Nahste und Innigste mit Herrn von Eckardstein be-

freundet, bin ich nicht allein in fast jede seiner Angelegenheiten eingeweiht, sondern auch in Zeiten, wie den jetzigen, Zeiten einer Krankheit, sein Geschäftsführer und Correspondent. So war ich denn auch jetzt autorisirt, alle an ihn eingehenden Briefe zu öffnen und nach meinem Ermessen zu beantworten. Daß ich den Haralds bis jetzt noch nicht beantwortet, lag einzig an dem Umstande, daß von den Ärzten täglich der Tod meines alten Freundes erwartet wurde, ich einestheils nicht in der Stimmung war, zu schreiben, anderntheils, wenn sich unsere Befürchtungen erfüllt, mein Brief anders gelautet haben würde, wie jetzt. — Herr von Eckardstein ist nun jetzt, Gott sei Dank, wohler, wird in nächster Zeit vielleicht so wohl sein, Haralds Brief lesen zu können, wenn dieser nach den Eröffnungen, die ich Dir mache, noch Willens ist, daß jenes Schreiben in seines Onkels Hände gelangt.

Zuerst laß mich Dir und Harald, der ja bei Euch sein wird, wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt, die Nachricht geben, daß der letzte Wille meines Freundes Eckardstein bereits gerichtlich testamentarisch bestimmt war, bevor Harald vor acht Jahren nach Töndering kam, und er darin durchaus

nicht bedacht worden. Seine Anwesenheit in Tön-
dering hat nicht das Mindeste an jenen Bestimmun-
gen Eckardsteins geändert, im Gegentheil beigetragen,
das Vorurtheil zu befestigen, das er gegen die Familie
seiner Frau hatte. Harald that Nichts, sich die Liebe
seines Onkels zu erwerben und trat in Tönderinz
mit dem ganzen ungemessenen Stolze und der Arro-
ganz auf, die theils im Tondern'schen Geschlechte liegt,
theils ihm auch anerzogen worden ist. Schon da-
mals ahnte ich, daß er sich als Erbe des Eckard-
stein'schen Vermögens betrachte und nie daran dachte,
daß je Jemand Anderes in dessen Besitz gelangen
könne, auf den er von Rechts wegen doch nicht die
mindesten Ansprüche hat.

Ich habe mitunter warm für Harald gesprochen
— sein Onkel jedoch ist eingenommen gegen ihn ge-
blieben und von ihm hat er Nichts zu erwarten.
Jahre sind vergangen, in denen Harald nie geschrie-
ben, nie ein Wort des Dankes für alle die Wohl-
thaten gesagt, welche mein Freund ihm erwiesen;
er hat die Summen, die Eckardstein für seine Er-
ziehung gegeben, als etwas Selbstverständliches be-
trachtet und sogar auf Jahre hinaus über seine Zu-
lage eigenmächtig verfügt, diese Zulage zur Abtra-

gung von Schulden einem Wechsler verschrieben. Wie mein Freund letztere Handlung Haralds aufgenommen, davon will ich schweigen, indem der junge Mann ja die Ansichten seines Onkels über Leichtsinn und Schuldenmachen kennt. —

Nach diesem Allen schreibt nun Harald plötzlich an Herrn von Eckardstein, daß er seit Jahren schon Eure Tochter Mathilde, meine Nichte, liebe, — schreibt unumwunden die mich so tief demüthigende Erklärung: daß Ihr Eure Einwilligung geben würdet, wenn er Besitzer von Töndering sei und bittet seinen Onkel kurz, ihm jetzt bald das Gut zu übertragen, dessen Erbe ihm ja als einzigen nahen Verwandten sicher sei.

Daß Harald dies wie eine Forderung geschrieben, ist bei seinem Wesen und Charakter ganz erklärlich, daß Du aber, liebe Clara, dergleichen hast unterstützen vielleicht gar herbeiführen können, war mir unfaßlich. Verzeih', daß ich Dir diese Meinung so offen sage, und wundere Dich nicht, wenn ich meinen Bruder dabei ganz aus dem Spiele lasse. Bei den Neigungen der Töchter ist aber fast immer nur die Mutter thätig, und so wirst auch Du einzig und allein die

Schuld tragen, daß es mit Harald und Mathilden so weit gekommen.

Ich kann nicht umhin, diese Handlung von Dir als Thorheit zu bezeichnen und hätte doch gerade Dir, die Du das Unglück einer langen Verlobung aus Erfahrung kennst, zugetraut, nie solch qualvolle Zeit für Dein eigenes Kind anbrechen zu lassen.

Seit drei Jahren besteht, wie Harald schreibt, diese Liebe und sie kann bei der beiderseitigen Armuth der Partheien noch dreizehn Jahre bestehen! — Vor solcher Jugend hast Du Deine Tochter zu schützen! — hast sie zu bewahren vor dem Loose, das ihrer selbst bei Ausdauer harrt. —

Nicht kommt es darauf an, daß ich dergleichen Lieutenantsverlobungen wie die Sünde hasse, sondern Du hast zu bedenken, daß Lieutenantsehen, ohne Mittel, das höchste Elend für die Betheiligten sind. In dem Stande, stets dazu gezwungen, den äußern Anstand zu beobachten und den Schein zu wahren, gehen die meisten in solcher Weise verheiratheten Militärs innerlich zu Grunde.

Clara, liebe Schwägerin, suche den Fehler, den Du begangen, dadurch wieder gut zu machen, in-

dem Du mit Energie beseitigst, was zur Fortsetzung des Verhältnisses dienen könnte. Mathilde ist und bleibt ein armes Mädchen, würde aber ein noch ärmeres Wesen sein, wenn sie ihre Jugend in unglücklicher Liebe dahinseufzte.

Sollte trotz all Diesem die Schwäche der Mutter größer sein, wie ihre Vorsicht, so laß mich Dir nun noch das Letzte anführen, etwas, das zwar bis nach Herrn von Eckardsteins Tode ein Geheimniß bleiben sollte und das ich Dir auch nur aus dem Grunde offenbare, um Dir jede thörichte Hoffnung auf Töndering zu benehmen! — Jenes Gut ist gar nicht mehr im Besitz meines Freundes! Im Testament der Frau von Eckardstein war es „Herrn David Henoch" verschrieben — einem Manne, mit dem die Verstorbene seit Jahren in Geldverbindungen gestanden. Bis zu seinem Tode hatte Eckardstein das Recht, dort zu wohnen, und so lange wird auch der Schein gewahrt bleiben, als sei er noch in dessen unumschränkten Besitz. — Benachrichtigst Du Harald von diesem Umstande und sollte er daran zweifeln, so verweise ihn einfach an den von Frau von Eckardstein Bevollmächtigten ihres letzten Willens, an den Justizanwalt Delorme in Schleswig, der

auch das Gut für Herrn Henoch verwaltet. — Er wird die Wahrheit meiner Worte bestätigen! — —

Meine Idee für Haralds Zukunft war stets die: ihn mit Herrn von Eckardsteins Enkelin, der Vicomtesse von St. Allande verbunden zu sehn und oft habe ich meinen Freund für diesen Plan zu gewinnen versucht, wiederholt ihn gebeten, jenen Beiden sein Vermögen zu vermachen, — mit dem Wunsche: sich zu vereinen. Wollte Eckardstein nun auch nie von der Idee etwas wissen und hat er seine Nachkommen völlig enterbt, so blieb diese Idee doch mein Lieblingsgedanke, da Frau von St. Allandes Tochter einst Erbin des ganzen Vermögens wird, wenn auch eben dieses Vermögen nach meines Freundes Tode scheinbar in andere Hände übergeht.

Nach dieser Eröffnung magst Du liebe Schwägerin ermessen, wie tief mich die Nachricht erschüttert, daß Harald Mathilde liebt. Ich hoffe nur, daß diese Liebe nicht so tief, um nicht den ihr widrigen Umständen weichen zu können, hoffe noch immer, daß Harald sich aus den jetzigen Banden reißt, um künftig der Gatte seiner Cousine zu werden.

Wo die Familie St. Allande jetzt lebt, ist mir

unbekannt; doch wenn sie auch augenblicklich scheinbar verschollen, denke ich, sie endlich zu erforschen und lebe der Hoffnung, die Tochter einst im Besitz dessen zu sehen, was die Eltern leichtsinnig verscherzt.

Nachdem ich Dir, liebe Schwägerin, nun auseinandergesetzt, wie hier die Angelegenheiten für Harald stehen, frage ich Dich und ihn, ob sein Schreiben noch abgegeben werden soll?

Lebe wohl Clara, sei mir um keines Worts willen böse; sondern denke: der Mann, der's stets gut mit mir gemeint, will auch das Wohl meiner Kinder.

Grüße diese lieben Kinder alle von mir, umarme Deinen Mann in meinem Namen und sei Du selbst an das treue Herz Deines Bruders und Freundes gedrückt.

Claus von Halden.
General a. D.

Welch verschiedene Eindrücke auch Harald durch obigen Brief empfangen, vorherrschend war der: „Töndering nicht mehr im Besitz seines Onkels, — das Stammschloß seiner Familie in den Händen eines Fremden — eines Juden!“ — — —

Wortlos faltete er den Brief zusammen, und als er ihn dem Präsidenten überreichte, erschrak dieser

vor der aschfarbenen Blässe, die des jungen Mannes sonst so blühendes Antlitz bedeckte. Erst als Harald Miene machte, auch in stummen Schweigen das Zimmer zu verlassen, rief er ihn an und sprach nach kurzem, verlegnem Räuspern:

„Lieber Harald, es würde unter den obwaltenden Umständen das Beste sein, Sie reisten so bald wie möglich ab, Ihnen wie auch Mathilden wäre dann jede weitere Gemüthsbewegung erspart.“

Harald sah den Präsidenten scharf an und entgegnete bitter:

„Also nur der reiche Graf Tondern hatte die Aussicht, die Hand Ihrer Tochter zu erhalten?“

„Wenigstens nur der so weit bemittelte Mann, mein bester Harald, der eine Frau zu ernähren vermag.“

„So schicken Sie mich also fort, rauben mir alle Hoffnung?“

„Thue ich's, junger Freund, so geschieht's wahrlich nur zu Ihrem eigenen Besten und vielleicht sehe ich Sie einst, der Sie heut so unglücklich scheinen, als den glücklichen Gatten der Vicomtesse von St. Allande wieder.“

„Nie, Herr Präsident!“ rief Harald so fest, so

entschieden, daß es war, als lägen tausend Verneinungen, tausend Betheurungen in dem einen Wort.

Nach diesem kurzen Ausruf entfernte er sich mit flüchtigem Gruß, machte dann noch einen Versuch, die Präsidentin für sich zu gewinnen; doch als auch sie unter den Umständen Nichts von einer Verlobung hören wollte, auch sie seine schleunige Abreise verlangte, da eilte er, von Schmerz übermannt, in das Zimmer der Geliebten. Mathilde war nicht dort. Barbara sagte ihm „das gnädige Fräulein sei mit Madame Winter und Herrn Sigismund ausgefahren."

Der Tag verging, der Abend brach ein, die Stunde der Abreise nahte und Mathilde war noch nicht heimgekehrt. So schied denn Harald, ohne sie noch einmal wiedergesehn zu haben, schied mehr mit Erbitterung gegen den General von Halden aus dem Hause des Präsidenten, als daß er Groll gegen Diejenigen empfunden, die seine schleunige Entfernung von Cöln veranlaßten.

Mathilde war ohne alle Ahnung von Dem, was während ihrer Abwesenheit im elterlichen Hause vorging und fühlte nur dunkel den ihr auferlegten Zwang, den ganzen Tag bei Winters bleiben zu

müssen. Die „liebe Tante" Doris that zwar Alles, ihren jungen Gast zu erheitern, und Abends ließ Sigismund sich's angelegen sein, Mathilde durch Hannibals Grundidee zu unterhalten.

Während Harald am Abend des zweiten Februars Cöln's Mauern verließ, zog Mathilde mit dem berühmten Karthagischen Feldherrn zum mindestens hunderten Male über die Alpen und litt unsäglich unter den enormen Geschichtskenntnissen ihres Verehrers.

Einige Stunden später — da hätte sie vielleicht mit Freuden Jahre ihres Lebens darum gegeben, wäre der „zweite Punische Krieg" ihr einziges Leiden gewesen und — wie gern würde sie gelobt haben, mit Hannibal noch tausendmal über die Alpen zu ziehen, hätte sie dadurch das Glück erkaufen können, Harald noch einmal wieder zu sehn! — — —

---

## Elftes Kapitel.

Als der Vicomte von St. Allande den geheimen Versteck des Haquenay'schen Hauses betreten, der ihm sichern Schutz gegen die Verfolgungen seiner Gläubiger bot, hatte er geglaubt, Monate dort ausdauern zu können. Aber schon nach wenigen Wochen erschien ihm die dort zugebrachte Zeit eine Ewigkeit.

Versöhnung zwischen ihm und seiner Frau war ebenso wenig erfolgt, als es Valentine gelungen, ihre Mutter zu überzeugen, daß sie nicht das Geringste von der Ankunft des Vaters gewußt.

So nah sich wohnend, so nah sich stehend, entfernten die Herzen der Eheleute sich immer mehr von einander, in denen schon lange Liebe und Vertrauen nicht mehr den Grund bildeten, über die der Strom der Gefühle dahin gleiten muß, wenn eine Verständigung zwischen heterogenen Charakteren stattfinden soll.

In düsteres Schweigen versunken, Mißmuth und Argwohn immer mehr Raum gebend, saß das unglückliche Weib da, zermarterte ihren Geist mit tausend und aber tausend Gedanken und kam in ihrem rastlosen Umherirren nicht auf jenen einen, der sie einzig und allein hätte beruhigen und trösten können — den Gedanken — an ein anderes, besseres Leben im Jenseits! —

Seit dem Mittage des ersten Weihnachtstages, wo Frau von St. Allande mit ihrer Harfe fortgegangen und mit der Stickerei eines Teppichs heimgekommen, saß sie in ihrem großen, öden, kalten Zimmer eifrig arbeitend, von Morgen bis Abend, oft die Nächte hindurch, an dieser Stickerei. Ernst und entschieden verweigerte sie die Annahme der Speisen, welche Valentine von dem Geldvorrathe beschafft, den ihr Vater mitgebracht, und drang man in sie, so entgegnete sie schneidend: „Ich mag kein Brod essen von dem Gelde, das ich erbettelt!“

So lebte sie denn anfangs einzig von einem Vorrath trockner Semmeln, die sie sich am Weihnachtstage mitgebracht, und daß dieser Vorrath, wie ihre spätern Einkäufe der einfachsten, nothdürftigsten Lebensmittel länger ausreichten, wie sie selbst ge-

dacht, lag an Valentinens Fürsorge, die in den Stunden, wo die Mutter schlief, immer heimlich ein Brödchen nach dem andern zulegte und ebenso unvermerkt den andern Speisen etwas beifügte. Auch nur Nachts konnte sie ein Feuer im Ofen erhalten, um die von Kälte fast starren Glieder ihrer Mutter ein wenig zu erwärmen.

Mit welch tiefer Wehmuth betrachtete das Kind in diesen stillen Stunden der Nacht die bleiche Mutter auf dem armseligen Lager und wie heiß betete sie oft zu Gott: „ein Herz zu erweichen, das durch Leid so verhärtet.“ Kein Gedanke an das von der Schlafenden ihr zugefügte Unrecht kam in die weiche Seele Valentinens; nur Mitleid, namenloses Mitleid fühlte ihr Herz für das Herz, das sich die schweren Tage noch um so viel schwerer machte.

Wie ernst und trübe diese Zeit auch in vieler Beziehung für Valentine war, sie besaß einen Reiz, der der Hauptreiz ihres Lebens — die Anwesenheit ihres Vaters! Trat sie zu ihm ein, so lag alles Weh und Leid hinter ihr. St. Allande begrüßte die Tochter, wie der Gefangene den Sonnenstrahl, der seine düstere Zelle erleuchtet; er überschüttete sie mit Liebkosungen, suchte sie zu erheitern und zu zer-

streuen durch Erzählungen und that Alles, was in seinen Kräften stand, ihr durch Freundlichkeit und Aufmerksamkeit die Liebe der Mutter zu ersetzen, welche, wie er wohl wußte, das Kind schmerzlich entbehrte.

Valentinen beglückte diese Liebe und Zärtlichkeit unendlich, die stets schon früher das einzige Licht in ihr dunkles Leben geworfen; am Dankbarsten aber war sie dem Vater für sein festes Versprechen, dem sie gläubig vertraute: von dem Brillantkreuze nichts zu erwähnen."

Ob dieses Kreuz eingelöst, ob die Harfe versetzt oder verkauft, das wußte Valentine nicht, da sie auf keine ihrer Fragen darnach Antwort erhalten; sie brachte indessen mit beiden Dingen den regen Fleiß ihrer sonst ziemlich unthätigen Mutter in Verbindung und vermuthete nicht mit Unrecht, daß der Erlös jener Arbeit wohl nur dazu bestimmt sei, Jene wiederum in Besitz der beiden ihr so werthvollen Gegenstände zu bringen.

Wie gern würde Valentine zu dem Zweck mit an dem Teppich gearbeitet haben! -- Frau von St. Allande litt aber das nicht, und so ging das Kind denn wieder zum Vater. Um wie viel hübscher

und wohnlicher war das kleine, runde Gemach, als der weite Raum der andern Stube, in dem die starrsinnige Frau saß.

Fast einen ganzen Tag hatten St. Allande und seine Tochter dazu gebraucht, das Zimmer vom Staube zu reinigen, die Fenster von den Spinnweben zu befreien und Feuer im Kamin herzustellen. Die alten Fässer, die wurmstichigen Balken im untern Raume des Verstecks hatten jenes Brennmaterial geliefert, und ihr Vorrath ließ den Gedanken an Mangel nicht aufkommen. Nachdem das Zimmerchen fertig, war es Valentinen selbst wie ein Feenpalast erschienen und St. Allande glaubte anfangs fest, in dem Raume ausdauern zu können, bis irgend ein Glücksfall seine Verhältnisse geändert.

Zu diesem günstigen Wechsel fehlte indessen jede Aussicht, und nachdem der kleine Geldvorrath ausgegeben, den St. Allande mitgebracht, mußte er sich, um Noth zu vermeiden, zu dem Erwerb entschließen, den Valentine sich im Kloster durch ihr hübsches Zeichentalent eröffnet. So colorirte er denn anfangs tagelang Heiligenbilder und Valentine beschaffte aus dem Ertrage ihren einfachen Lebensunterhalt; da er aber

ein großes Talent zur Malerei besaß, so entwarf er bald größere Skizzen und Valentine setzte diese Bilder zu weit höheren Preisen ab. Kaum waren Mittel zum Ankauf besserer Farben vorhanden, so malte St. Allande in Aquarell.

Die erste seiner Arbeiten war ein Bild seiner Frau, ein Bild, — wie er sie zuerst am Gitter des Haquenay'schen Hofes wiedergesehen; dann malte er Valentine. Ihre Züge, der engelhafte Ausdruck ihres Gesichts dienten ihm auch zur Vorlage der Heiligenbilder, die er auf ihre Bitte machte. Letztere Bilder: eine heilige Elisabeth und Agnes, fanden so viel Beifall im Kloster, daß die frommen Nonnen ein Dutzend solcher Exemplare bestellten und für jedes einen Thaler zu bezahlen versprachen. Valentine wußte, in welch kurzer Zeit ihr Vater jene Aquarelle gemacht, war überselig über diesen Erfolg, glaubte, er könne und würde hundert heilige Elisabeths und Agnes malen und eilte mit beflügelten Schritten nach Hause. In athemloser Hast theilte sie ihrer Mutter die frohe Botschaft mit, und die düstere Prophezeihung: „daß der Fleiß ihres Vaters nicht von Dauer sein würde", störte kaum ihr Glück. War sie doch gewohnt, daß ihre Mutter keine Freude

rein genießen konnte und jeder Sache einen Wermuths-tropfen beimischen mußte.

Leider hatte aber Frau von St. Allande in ihren traurigen Voraussetzungen Recht. Nicht allein erkaltete der Eifer des jeder Beschäftigung so ungewohnten Mannes, sondern der Besitz weniger Thaler genügte, um Hoffnungen auf Tausende in ihm zu erregen und dieser Hoffnung das wenige Sichere zu opfern, das er mit Mühe erworben!

Schon in der fünften Woche malte St. Allande wenig, und Abends ging er stets in den Garten, um wie er sagte, endlich wieder einmal frische Luft zu schöpfen. Am Morgen des ersten Februar aber sandte er Valentine schon in aller Frühe nach dem Kloster, um drei fertige Bilder zu verkaufen, ging, nachdem er das Geld erhalten, den ganzen übrigen Tag unruhig im Zimmer auf und ab und als der Abend anbrach, versicherte er seiner Tochter: es in der kleinen Stube nicht mehr aushalten zu können. Valentine geleitete ihn in den Garten, bat, nur im Schatten der hohen Mauer auf- und abzuwandeln und stieg an dem Abend mit schwererem Herzen, wie gewöhnlich, die Treppe empor. Stunde nach Stunde verging und St. Allande kehrte nicht heim! Valentine

wartete, harrte, horchte vergeblich auf den Schritt des Vaters und eilte endlich von Angst getrieben in den Garten. Dort sah und fand sie ihn nicht! — Vom St. Apostelthurme schlugs die zwölfte Stunde, als das angsterfüllte Kind in seiner dünnen Kleidung in der feuchten, kalten Nacht noch immer im Garten auf- und abging und vergeblich wartete. Sie ahnte leider richtig, wohin der Vater seine Schritte gelenkt, und um sich zu überzeugen, ob ihre Befürchtung wahr, eilte sie in das Zimmer zurück und öffnete die Schublade des kleines Tisches, in dem der geringe Geldvorrath aufbewahrt wurde. Außer den drei Thalern, die sie morgens hineingelegt, fehlte auch der Rest an kleinem Gelde. —

In des Kindes Augen kam kein Schlaf während der ganzen Nacht und als der Morgen graute, ihr Vater noch immer nicht zurückgekehrt war, fragte sie sich angsterfüllt: „wie wird es sein, wenn dieser Tag zu Ende? —“ Ein Glück für Valentine war ihr festes Gottvertrauen, es gab ihr stets Muth, die Gegenwart zu ertragen und mit Hoffnung in die dunkle Zukunft zu sehen.

Frau von St. Allande, die in dieser Zeit nie einen Blick für ihre Tochter hatte, gewahrte nichts von

der Erregung des Kindes, als Valentine ihr den Morgengruß bot; Valentinens Auge war dafür desto schärfer, und nach dem flüchtigsten Blick auf das Antlitz der Mutter rief sie erschrocken und besorgt: „Du bist krank, — was fehlt Dir?"

„Ich habe starke Kopfschmerzen!" lautete die Antwort, die mit schwacher Stimme gegeben wurde.

„So sticke doch nicht, Mutter."

„Ich muß! die Arbeit soll heute fertig sein!"

„Dann laß mich Dir helfen."

Frau von St. Allande ließ die Stickerei sinken, lehnte den Kopf zurück und sprach nach kurzer Pause: „Kannst du mir eine Tasse Kaffee besorgen, so thue das, Valentine."

Eine Tasse Kaffee! — ein so geringer und doch so schwer zu erfüllender Wunsch! — Valentine besaß keine Bohne, hatte keinen Pfennig Geld — aber auch nicht den Muth, der leidenden Mutter den Wunsch abzuschlagen. Als sie versprach, den Kaffee zu besorgen, wußte sie selbst nicht, woher ihn nehmen, enteilte zwar dem Hause, stand aber bald rath- und hülflos still. Leute gingen an ihr vorüber und sahen das bleiche Kind mitleidig an; ein Gedanke durchzuckte sie, der ihr blasses Gesicht mit glühendem

Roth färbte, und nachdem diese Stimme der Versuchung ertönt, gedachte sie der That ihrer Mutter am Christabend. In welch anderm Lichte als bisher erschien ihr in dem Augenblicke jene Handlung — nun wußte auch sie, wie man dazu kommen könne, zu betteln. —

Valentine widerstand der Versuchung. Mit dem festen Willen: „ich kann fleißiger arbeiten und mehr Geld verdienen!“ lief sie nach dem nahgelegenen Kloster und bat, ihr einige Groschen zu borgen. Die Nonnen erfüllten nicht allein gern die bescheidene Bitte des Kindes, sie boten auch Valentinen den Vorschuß einiger Thaler an, da sie jetzt von der bittern Armuth des kleinen Mädchens unterrichtet waren.

Wie belebte sich der schon so matte Blick des Kindes bei diesem Erbieten, wie dankbar sah sie zu der guten Nonne empor; doch als diese ihr das Geld holen wollte, sprach sie abwehrend: „Nein, nein, noch nicht, erst muß ich wissen, ob ich den Namen des Mannes erfahren kann, der auf Pfänder Geld verleiht, dann werde ich darum bitten, mir einige Thaler Vorschuß zu geben.“ Die Nonne wiederholte, wie gern sie zu der kleinen Gefälligkeit bereit

sein würde und Valentine entfernte sich dankend.

Als sie den Kaffee besorgt und sich überzeugt, daß ihre Mutter wieder wohler war, begab sie sich mit Herzklopfen nach dem verborgenen Zimmer. Noch immer war es leer — auch Niemand darin gewesen! — — —

Frau von St. Allande arbeitete so eifrig, daß sie die sich von Stunde zu Stunde steigernde Aufregung Valentinens nicht bemerkte. Seit der Anwesenheit ihres Mannes auch daran gewöhnt, ihre Tochter oft fern von sich zu wissen, fiel es ihr dann nicht auf, daß das Kind am Nachmittage gar nicht mehr ihr Zimmer betrat.

Die Dämmerung war bereits eingebrochen, in den Kirchen läutete es zur Abendmette, als Valentine endlich wieder die Schwelle des großen, öden Gemaches überschritt, in dem ihre Mutter beim matten Schein der kleinen Lampe arbeitete. Die große Gestalt eines Mannes folgte dem Kinde, und nachdem dieser einen Blick auf Frau von St. Allande geworfen, drückte er Etwas in die Hand des kleinen Mädchens. Valentinens Antlitz überflog ein Lächeln seligsten Glücks, und mit beflügeltem Schritt durcheilte sie den weiten Raum bis hin zum Tische, an dem

ihre Mutter arbeitete. Frau von St. Allande stickte so eifrig, war so einzig und allein mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie weder das Kommen ihrer Tochter hörte, noch sah, wie das Kind mit zitternder Hand Etwas auf den Tisch legte. Valentinens glänzende, von Thränen befeuchtete Augen ruhten fest auf dem bleichen kummervollen Antlitz der Mutter, das sich so tief über die Arbeit geneigt. Endlich erhob das arme, schwergeprüfte Weib den Blick, ein heller Strahl blendete ihr Auge, laut schrie sie auf — vor ihr lag das Brillantkreuz! —

Ihre Frage schnitt der Anblick Abraham Hains ab, der an der Thüre stand und sich aufmerksam im Zimmer umschaute; sie näherte sich ihm mit stummer Begrüßung und sprach entschuldigend: „Ich habe das Geld noch immer nicht, Herr Hain, bitte abermals um Geduld."

„Die Sache ist berichtigt!" erwiederte der Geldverleiher rasch und blickte ernst und mit großer Theilnahme in Julianens bleiches Antlitz, „hier hab' ich auch noch die Ehre su borgen der gnädigen Gräfin einige Hundert Thaler! Wenn Sie sain in die Lage zurückzuerstatten das Geld, sain's gut, wenn nicht, so lassen Sie nicht wachsen sich darüber graue Haare.

Leben Sie wohl, Frau Gräfin, und der Gott, der da ist über Juden und Christen, erhalte Ihnen das Kind, das liebe Kind."

Abraham Hain wollte gehen, Frau von St. Allande aber vertrat ihm den Weg und fragte in heftiger Aufregung: „So erklären Sie mir — —

Er ließ sie nicht ausreden und erwiederte abwehrend: „Was sain su erklären, wird Ihnen sagen Ihre Tochter, sie war ainst gut gegen ainen armen Knaben, der Kind von unsere Leute, und mich thut freuen, jetzt der Mutter vergelten su können, was gethan die Tochter an jenem Kinde! Ich bitte nur, zu versaihn die hohe Prosente, die ich früher genommen; doch ohne hohe Prosente gäb's kain Geschäft und das Geschäft muß doch sain."

Abraham Hain entfernte sich nach diesen Worten, ohne jede weitere Entgegnung oder Dank abzuwarten; Valentine aber erzählte der überraschten Mutter eine kurze und einfache Geschichte, wie sie einige Monate zuvor einen kleinen Knaben gegen Angriffe und Verfolgungen größerer Kinder geschützt, und dieser Knabe ihr beim Abschiede gesagt, wie es ihn freuen würde, ihr einmal die ihm erwiesene Güte vergelten zu

können, sie daher, wenn sie in Noth und Verlegenheit sei, nach dem Rubens'schen Hause komme möge, und bei Abraham Hain nach dem armen Benjamin fragen solle. „Heute nun", fuhr Valentine in ihrem Berichte fort, „dachte ich an den armen Benjamin, als die Nonne mir einige Thaler anbot; ich hoffte, durch ihn, der ein Judenkind ist, den Namen des jüdischen Pfandverleihers zu erfahren, der auf Schmuck Geld borgt, denn ich konnte es nicht ertragen, dich krank und so fleißig zu wissen, wollte dir dein Kreuz wieder verschaffen! Abraham Hains Namen hatte ich nun zwar vergessen, doch das Rubens'sche Haus behalten, in dem Benjamin wohnte. So ging ich denn heut Nachmittag dahin, gelangte zu Abraham Hain, und mein erster Blick, als ich das Zimmer betrat, fiel auf Benjamin, der neben deiner Harfe saß! — Er erkannte mich gleich wieder, und wie freute er sich, mich zu sehen. Ein alter Mann, der in dem Zimmer war, redete Benjamin in einer mir unverständlichen Sprache an, und der Knabe antwortete ihm lebhaft und eifrig. Sicherlich erzählte er ihm, wo und wie wir uns kennen gelernt, denn der alte Mann wurde plötzlich sehr freundlich gegen mich, dankte mir, daß ich so gut gegen Benjamin

gewesen, und dann fragte er mich, wie ich heiße, wer ich sei. O Mutter, Du glaubst nicht," fuhr Valentine lebhafter fort, „wie überrascht er war, als ich ihm unsern Namen nannte, wie angelegentlich er in den ersten Augenblicken nach Dir und dem Vater fragte. Ich glaubte schon, er kenne Euch; doch er verneinte das und antwortete auf meine Frage: „er interessire sich nur meinetwegen für Euch." Als ich dann Benjamin sagte, weshalb ich gekommen, rief mir der alte Abraham freundlich zu, daß er wisse, wo Dein Kreuz sei, ich möchte mich nur kurze Zeit gedulden. Er ging, ließ mich und Benjamin allein. Der Knabe zeigte mir unterdessen viel hübsche Sachen, nannte mir auch den Namen der großen, schöngekleideten Dame, der ich dort im Hause begegnet war und die mich so durchdringend angesehen. Als Herr Hain zu uns zurückkehrte, forderte er mich auf, ihn zu Dir zu führen und hier im Zimmer angelangt, gab er mir das Kreuz."

Frau von St. Allande küßte Valentinen unter Thränen, und nachdem sie mit Entzücken wiederum das Kreuz betrachtet, rief sie leidenschaftlich: „O Valentine, Valentine, daß ich Dir diese Freude danke! Dir, gegen die ich jetzt so hart gewesen

bin! Kannst Du mir denn vergeben? Hast Du mich noch lieb?"

Valentine küßte der Mutter Hand und Lippen. Machte das Uebermaß ihres Glücks, versöhnt mit der Mutter zu sein, sie auch im ersten Augenblicke unfähig, ein Wort zu entgegnen, fand sie doch bald die Sprache wieder, und in welch beredten Worten schilderte sie der nach der Liebe ihres Kindes so heiß und sehnsüchtig verlangenden Mutter ihre Gefühle.

Mit glücklichem Lächeln hörte Frau von St. Allande diesen fast leidenschaftlichen Erguß an, preßte ihr Kind, das sie mit so harten Worten aus ihren Armen vertrieben an das glühende, so sehr der Liebe bedürftige Herz, und jetzt, wo sie Valentine wieder mit den Augen einer liebenden Mutter betrachtete, entging ihr nicht länger, wie bleich, wie krank ihre Tochter aussah. „Könnt ich Dich nur recht pflegen, mein geliebtes Kind!" rief Frau von St. Allande, die eingesunkenen Wangen Valentinens streichelnd, und freudig setzte sie plötzlich hinzu: „Ich kann's ja, denn sagte Herr Hain nicht, er borge mir Geld?" Sie griff hastig nach der kleinen Rolle, die Abraham Hain auf den Tisch gelegt, öffnete sie und rief überrascht: „Hundert Louisd'or."

Völlig verwirrt blickte sie auf das Geld, das ihr in ihrer bittern Armuth ein so großer Schatz erschien, und erst als Valentine mit einem Blick gen Himmel voll festen Vertrauens sagte: „O Mutter, siehst Du wohl, daß es einen Gott giebt!“ da brach auch ein Strahl von Vertrauen aus dem Auge der Frau, das seit Jahren nicht mehr hoffend zum Himmel geschaut, sondern stets in finsterem Mißmuth düster zur Erde geblickt.

Lange Zeit konnte die Arme, die so lange Noth gelitten, seit Monaten so arg bedrängt gewesen und noch vor einer Stunde Nichts besessen, — ihr Glück — dies so plötzlich und unvermuthet ihr zu Theil gewordene Glück nicht fassen. Valentine mußte der Mutter nun noch einmal alle Einzelnheiten ihres Gespräches mit Abraham Hain erzählen und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte Frau von St. Allande jedem Worte. Wie auch alles Andere sie freute, beunruhigte sie doch plötzlich der Umstand, daß Abraham Hain staunend den Namen St. Allande wiederholt, und außerdem eine Dame, die dort ihrem Kinde begegnet, Valentine gesehen und so forschend betrachtet. Der noch immer so stolzen Frau war der Gedanke entsetzlich, daß jene Dame eine Bekannte

aus frühern Zeiten sein könnte, die voll Ueberraschung in dem ärmlich gekleideten Kinde die Vicomtesse von St. Allande erkannt habe, und kaum nannte Valentine unbefangen den Namen: „Frau von Halden," so erschöpfte Juliane sich in falschen Combinationen. — Sie hielt sich überzeugt, daß Jene die Gemahlin des Generals sei, bei dem Geldverleiher sicherlich nach ihnen geforscht habe und brachte Abraham Hains Ueberraschung damit in Verbindung.

An alle falschen Vermuthungen reichte Frau von St. Allande den noch furchtbareren Gedanken: daß Herr und Frau von Halden sie nun aufsuchen würden und ihr Unterstützung anbieten könnten. — Alles Blut drängte sich bei der Ueberzeugung zu ihrem Herzen, das Gefühl der Scham, in so bitterer Armuth gefunden zu werden, drückte sie einen Moment vollständig zu Boden, dann aber schnellte es sie mit verdoppelter Kraft empor, und mit der ganzen Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments rief sie aus: „Fort, fort von hier!"

Ueberrascht blickte Valentine die Mutter an. Bevor Frau von St. Allande jedoch eine Erklärung geben konnte, trat ihr Mann durch die geheime Thüre in das Zimmer. Er wehrte die Tochter von sich

ab, die mit lautem Freudengeschrei auf ihn zuflog und trat rasch zu seiner Frau.

„Julie!“ sprach er mit gepreßter Stimme, „Du hast Recht gehabt, mir nicht zu verzeihen, ich bin ein unverbesserlich leichtsinniger Mensch! Nachdem ich nun aber selbst die Einsicht gewonnen, soll Dein Leiden durch mich ein Ende haben; ich komme jetzt nur, um von Dir und Valentinen Abschied zu nehmen, um Dir zu sagen, daß ich Deinen Frieden fortan nicht mehr stören werde.“

Erstaunt sah Frau von St. Allande ihren Mann an, den sie bei keinem ihrer härtesten Vorwürfe je so zerknirscht, so gebeugt, wie in dem Augenblicke gesehen. Hatte das Glück ihr Herz erweicht oder löste seine harte Selbstanklage jene starre Rinde, die sich seit Jahren um jedes bessere Gefühl ihres Innern gelegt — sanft und ruhig, wie man sie gar nicht mehr kannte, fragte sie, was geschehen, wurde auch nicht heftig, wie St. Allande offen berichtete, daß er das Haus verlassen, — daß er gespielt, — jetzt von seinem Hauptgläubiger gesehen worden sei und ihm kein anderes Rettungsmittel bleibe, als schnellste Flucht.

„Ich will nach Berlin!“ setzte er hinzu, „dort

habe ich Freunde, auf deren Beistand ich vielleicht noch einmal rechnen kann. In der nächsten Stunde bin ich bereits auf dem Wege. Lebt wohl, und gelingt es mir, Herr meiner Leidenschaft zu werden — bessere ich mich, so erlaube, daß ich Dir schreibe!“ St. Allande reichte seiner Frau die Hand, und als sie ihm die ihre nicht gab, stürzte er zu ihren Füßen hin, und mit einem Tone der Angst, der Liebe, der Leidenschaft, — einem Tone, der sein Weib erbeben machte, rief er: „O Gott, Julie, gieb mir doch Hoffnung! laß mich nicht vergeblich flehen! kehr' einst mit Valentinen zu mir zurück! sei mein Halt — meine Stütze, denn allein — allein bin ich verloren.“ — — — —

Als auch Frau von St. Allande nach dieser Bitte sich noch nicht zu dem Flehenden neigte, umklammerte Valentine ihre Knie, und mit dem Angstschrei der Verzweiflung rief sie: „Mutter, Mutter, verlaß den Vater nicht!“

Drang der Ton der Kindesstimme mächtiger zum Herzen des Weibes, flammte ein Funken von Mitleid mit dem Schwachen in ihrer Seele auf, oder widerstand sie der Bitte um Vereinigung deshalb nicht, weil es augenblicklich auch ihr Wunsch war, Cöln

zu entfliehen? — — Aus ihrem Auge leuchtete weder ein Strahl der Liebe, noch des Erbarmens, als sie endlich ihre Hand in die ihres Mannes legte; — keine Zuversicht, keine Hoffnung waren im Ton ihrer Stimme, als sie nach kurzer Pause ernst entgegnete: „Victor, so will ich Dir denn noch einmal vertrauen!"

„Willst nach Berlin kommen, wenn ich Dir schreibe?" fragte er freudig.

„Nein — ich will gleich mit Dir gehen!" sagte sie ruhig.

„Wenn ich nun aber verfolgt werde?" fragte er düster und bangend, „wenn ich vielleicht gar —"

St. Allande vollendete nicht, seine Frau verstand ihn und erwiederte nach kurzem Ueberlegen: „Victor, ich habe soeben ganz unvermuthet Geld erhalten; vielleicht wäre es besser, Du gäbst Deinem Gläubiger, der Dich verfolgen könnte, eine Summe auf Abschlag. Wie viel müßte es sein? —"

„Unter hundert Thaler könnte ich ihm nicht bieten und auf weniger würde er auch wohl nicht eingehen. Woher aber diese für uns so große Summe nehmen, oder hättest Du — —

„So viel kann ich Dir geben!" fiel sie ihm

rasch und freudig in's Wort. „Trage ihm das Geld hin, und Du bist dann wenigstens auf kurze Zeit gesichert.“

„Vollständig sicher würde ich indessen erst immer dann sein, wenn ich an einem andern Orte wäre.“

„Nun gut, Victor, so reise! reise gleich, und damit Alles geschieht, Deine Flucht zu sichern, so fahre mit Extrapost. Während Du den nöthigen Gang machst, eilen Valentine und ich zur Post, fahren bis hinter Deutz, wo Du uns erwartest; oder glaubst Du, daß es besser, so fahren wir auch auf der Chaussee weiter, bis wir dich treffen. Wir müssen natürlich wieder zurück, um unsre Angelegenheit hier zu ordnen; morgen Abend folgen wir Dir aber mit der Schnellpost nach.“

St. Allande war durch diese Anordnung höchst beglückt und erbat sich nur: „in ††† am Morgen des dritten Februar Frau und Tochter erwarten zu dürfen, um mit ihnen die weitere Reise gemeinschaftlich zu machen.“ Juliane hatte Nichts dagegen und gab St. Allande nun die zur Abzahlung und Reise nöthige Summe — eine Summe von dreißig Louisd'or.

Staunte St. Allande bereits beim Anblick des Goldes, das er erhielt, so wunderte er sich noch

mehr über den Rest, der seiner Frau blieb; aber die Zeit drängte, jeder Augenblick war wichtig, er konnte also nicht einmal fragen, woher das Geld gekommen. Glücklich gelangte er über die verborgene Treppe und durch eine Hinterpforte des Gartens auf die Straße. Mit erleichterten Herzen traten dann Mutter und Tochter ihren Weg zur Post an.

Eine Stunde später waren sie hinter Deutz, an verabredeter Stelle. Wie weit auch die Blicke voraus und zurück schauten — vom Erwarteten keine Spur! — Die Post fuhr ruhig weiter, und unruhig flogen die Blicke in die Ferne, denn nun mußten sie St. Allande auf der Chaussee einholen. Auch da Niemand! — Die Ungeduld steigerte sich zur Angst, die Angst zu den entsetzlichsten Vermuthungen. — Mit jeder verrinnenden Minute vergrößerte sich die Qual, und man entschloß sich endlich, den Postillon durch ein hohes Trinkgeld zur Umkehr zu bewegen. Da lag Deutz wieder vor ihnen, und jetzt auf einmal wurde die Gestalt eines Mannes auf der Landstraße sichtbar, der raschen Schrittes voran zu eilen schien. Es war St. Allande. In größter Aufregung trat er an den Wagen, und fast athemlos entschuldigte er die Verzögerung, versicherte: nur mühsam, nur

mit Aufopferung der ganzen Summe, jenem Gläubiger entronnen zu sein. Die Hast seines Wesens, mehr noch seine sich widersprechenden Äußerungen ließen Juliane die Wahrheit seiner Worte bezweifeln und sie erkannte richtig, daß ihr Mann das Geld nicht zu dem bestimmten Zwecke verwendet, erkannte abermals, daß ein Spieler ewig Spieler bleibt, und St. Allande, im Besitz einer größeren Summe, wiederum der Versuchung erlegen! —

Zeit und Umstände erlaubten keine langen Erörterungen, zur Reue war's jetzt zu spät, — die Inconsequenz einmal begangen und ihre Folgen mußten nun getragen werden!

So schied man denn von einander, — schied mit dem Rufe: „auf baldig Wiedersehn!" Juliane von St. Allande erwartete nach dem eben Vorgefallnen nichts Freudiges; aber auch nicht das Leid, die Trauer, die dieses baldige „Wiedersehn" ihr brachten.

## Zwölftes Kapitel.

Düstern Blicks und schweren Herzens saß Harald von Tondern in der Schnellpost, schaute trübe in die Finsterniß der sternlosen Nacht und gedachte nicht ohne Schauder an seine Zukunft — dies Leben, das jetzt in so trostloser Oede, in so vollständiger Hoffnungslosigkeit vor ihm lag.

Stunden verflossen in der Weise, wo er still grübelnd vor sich hin starrte und auf Nichts achtete, was um und neben ihm vorging, wo ihn einzig der Gedanke beherrschte, auf so schnelle, so rücksichtslose Weise von der Geliebten getrennt worden zu sein.

Seine Reisegefährten hatte er nur flüchtig beim Einsteigen in den Wagen, beim schwachen Scheine der Laternen des Posthofes gesehen. Das Licht, das beim Fahren durch Cölns Straßen hin und wieder auf ihre Gestalten gefallen war, zeigte nur deren

Umrisse, und als man erst vor's Thor gelangt, machte die tiefe Dunkelheit des regnerischen Abends jede weitere Betrachtung unmöglich.

Die Reisegesellschaft bestand aus nur drei Personen, einem Herrn, einer Dame und Kinde, und Harald hielt sie anfangs für Glieder einer Familie. Der Herr, der Harald gegenüber den Rücksitz des Wagens einnahm, lag lang ausgestreckt auf diesem Platze; er war sehr groß und corpulent, in vielfache Hüllen gewickelt und erschien durch Mantel, Pelz, Fußsack und Decken doppelt so stark, wie Mutter Natur und gute Kost ihn bereits im Laufe der Jahre gestaltet. Die Dame, die seitwärts von Harald den zweiten Eckplatz des Fond einnahm, war weniger gegen die Kälte geschützt, einfach und dunkel gekleidet, tief und dicht verschleiert, zart und schlank gebaut und sah gegen den auf dem Rücksitz ruhenden Koloß an Körper und Winterstoffen noch schlanker und schmächtiger aus, wie sie in Wirklichkeit war. Das Kind, ein kleines Mädchen, welches sich während der ersten Stunden der Fahrt ganz still verhalten, so ruhig zwischen Harald und der Dame gesessen, daß er nie durch dasselbe belästigt worden, wurde späterhin von Minute zu Minute unruhiger, stöhnte

oft schmerzlich, warf sich hin und her, verlangte oft dringend zu trinken und klagte über stark zunehmende Kopfschmerzen.

Harald wurde durch die gänzliche Theilnahmlosigkeit des Mannes ebenso überzeugt, daß er mit der Dame und dem Kinde nicht verwandt sei, wie durch die flüchtigen Unterredungen zwischen Mutter und Tochter. Das Französische, das Beide redeten, war so rein, wurde so schön accentuirt, so gewandt und fließend gesprochen, daß er sie für Ausländerinnen hielt.

Mitternacht war nahe, als das kleine Mädchen, abermals aus seinem unruhigen Schlafe erwachend, dringender um Etwas zu Trinken bat. Zu Haralds von Kummer bewegtem Herzen drang der rührend bittende Ton des Kindes, und als er die angstvollen Laute der Mutter vernahm, die mit zitternder Stimme nach dem Ergehen der Kleinen forschte, die Worte der Beschwichtigung und Trauer hörte: daß sie nichts zu trinken habe und sich daher gedulden müsse, — da erkundigte er sich theilnehmend, ob das kleine Mädchen krank sei, und er ihnen mit irgend Etwas behülflich sein könne.

Die unverkennbare Verzweiflung, mit der die

Dame entgegnete: „ich fürchte, mein armes Kind wird sehr krank!“ veranlaßte Harald, gleich Schirrmeister und Postillon zu bereden, am nächsten Hause anzuhalten. Schon nach Verlauf von wenigen Minuten wurde sein Begehren erfüllt. Unweit der Chaussee lag ein Landhaus, durch dessen Fenster Licht schimmerte. Die Post hielt an, Harald stieg aus, eilte fort, kehrte dann nach kurzer Zeit mit einem Glase Wasser zurück und brachte außerdem Vorrath in einer Flasche.

Die Freude, mit der das kleine Mädchen seine Rückkehr begrüßte, die Hast, mit der sie trank, ihre, wie der Mutter warmen Dankesworte, belohnten ihn hinreichend für seine kleine Gefälligkeit. Nach dieser einen Dienstleistung schien Harald sich ein Anrecht auf die kleine Patientin erworben zu haben, und mit der einnehmenden Art, die er haben konnte, wenn er wollte, verkehrte er ferner mit dem Kinde. Ohne von dem Murren und Brummen des dicken Herrn Notiz zu nehmen, setzte er sich mit auf den Rückplatz, damit die Kranke im Fond unbehindert liegen konnte, und als sie eingeschlafen, suchte er durch freundlichen Zuspruch die wachsende Angst des Mutterherzens zu beschwichtigen.

Nach wenigen Stunden bangte er aber selbst für die Gesundheit des kleinen Mädchens. Man konnte nicht mehr zweifeln, daß ein starkes Fieber im Anzuge; immer unruhiger warf sie sich hin und her, Stirn und Hände wurden immer heißer, immer glühender, der Durst immer heftiger. Harald freute sich im Verlauf dieser Stunden doppelt seiner Vorsicht, die Flasche mit Wasser mitgenommen zu haben, je häufiger das Kind zu trinken verlangte. Bald fiel ihm auf, wie das Mädchen so ganz mit einem Gegenstande beschäftigt, wachend oder schlafend nur dafür das lebhafteste Interesse zeigte. Im Traum rief sie im weichsten Tone der Sehnsucht, mit dem zärtlichsten Laut der Liebe, den Vaternamen, und in den Momenten klaren Bewußtseins fragte sie mit steigender Ungeduld: „Sind wir noch nicht bei ihm?"

Stunde auf Stunde verann in dieser Weise und Alle sehnten den Tag herbei. Kein Schlaf kam während dieser Zeit in Haralds Augen, und erst als ein schwacher Lichtstreif im fernen Osten den aufdämmernden Morgen verkündete, erlag seine junge, gesunde Natur den Anforderungen des Körpers.

Ein lauter, heftiger Wortwechsel, ein eisiger Luftzug erweckten ihn plötzlich.

In dem düstern Grau des nebligen, naßkalten Morgens zeigte sich seinem Blicke eine Scene, die ihn nicht allein mit Blitzesschnelle ermunterte, sondern auch seine ganze und innigste Theilnahme erregte.

Die Post hielt vor der Thüre des Stationsgebäudes und Gasthofes zu †††, in dem die Passagiere gewöhnlich das Frühstück einzunehmen pflegten. Der Schlag des Wagens war geöffnet, die übrigen Reisenden bereits ausgestiegen, befanden sich aber noch vor der Thür dieses Gasthauses. In den Armen der Frau ruhte das kleine Mädchen, welches sich in dem Augenblick hastig von der Umhüllung befreite, die ihr wohl aus Vorsicht um den Kopf geschlagen. Sie blickte mit von Fieber glühenden Wangen und großen, glänzenden Augen, in denen ein Ausdruck von Todesangst lag, um sich, dann auf einen Herrn mit fast geisterbleichem Gesicht, der mit heftigem Wort und noch heftigerer Geberde jenen corpulenten Mann aus der Post zurückschleuderte, der seinen Arm ergriffen und unter lautem Hohngelächter festzuhalten versuchte.

Kaum, daß Harald diese Scene erblickt, war er auch schon aus dem Wagen gesprungen und stand

mit allen Anzeichen der Bestürzung und Theilnahme neben der Gruppe, um die sich die Postbeamten und Leute des Hauses schaarten. Er entnahm aus Allen, daß es sich hier um eine Verhaftung der rohsten Art handelte, um eine Verhaftung, die seine beiden Reisegefährtinnen auf die furchtbarste Weise erschütterte. Von einem dunkeln Gefühl getrieben, hier vielleicht helfend oder vermittelnd einschreiten zu können, folgte er dem Herrn, der, nachdem er den dicken Mann von sich gestoßen, die todtblasse, zitternde Frau in das Gastzimmer geleitete. Gern hätte Harald jenem dicken Reisegesellschafter den Eintritt verwehrt, doch dieser drängte sich Allen so eilig nach, rief in so sicherem und rohem Tone: „Heute entwischen Sie mir nicht, Herr Graf!" daß es ihm gerathner erschien, ihn dadurch nicht noch mehr zu erbittern, indem er offen Parthei gegen ihn ergriff. So verhielt sich Harald denn äußerlich ruhig und gänzlich passiv, aber innerlich zitterte jede Fiber seines Wesens, und er nahm den lebhaftesten Antheil an einem Vorfall, zu dessen Zeugen ihn ein eigenthümlicher Zufall gemacht! — — — Er näherte sich unbefangen der langen Tafel, die inmitten des großen, jedoch niedrigen Gastzimmers stand, das

durch zwei trübe brennende Talglichter nur nothdürftig erleuchtet wurde. Auf dieser Tafel war der Kaffee servirt, und während Harald einzig mit dem Frühstück beschäftigt schien, ließ er Nichts in seiner Umgebung unbeachtet, — ließ keine der im Zimmer anwesenden Personen außer Augen.

Der mit dem Titel „Graf" angeredete Herr nahm im ersten Augenblick durchaus keine Notiz von dem rohen Zuruf des corpulenten Herrn, in dem Harald einen der widerwärtigsten Gläubiger eines Mannes von Stande erkannte. Der unglückliche, bedrohte Schuldner war jetzt offenbar nicht mit seiner trostlosen Lage, sondern einzig mit dem gefahrvollen Zustande seines kranken Kindes beschäftigt. Er kniete vor dem Sopha, auf dem das kleine Mädchen lag, erwiederte zärtlich ihre Liebkosungen, sprach dann leise und hastig mit der Frau, die mit gerungenen Händen und allen Anzeichen der höchsten Verzweiflung neben dem Sopha stand, und trat nachdem zu seinem Gläubiger. Mit Ernst und nicht ohne Würde ersuchte er den Mann in wenigen Worten: „von seinem rohen Wesen abzustehen und ihm behufs einer Unterredung unter vier Augen in ein anderes Zimmer zu folgen."

Der Dicke nahm statt dessen gemächlich am Kaffee-tische Platz und entgegnete kalt:

„Was wir mit einander abzumachen, kann hier geschehen! Sie berichtigen entweder diesen auf acht-hundert Thaler lautenden Wechsel, oder begleiten mich in der Extrapost nach Cöln zurück, die ich hier für uns nehmen werde. Auf Anderes lasse ich mich durchaus nicht ein.“

Ton und Wesen des Mannes waren zu bestimmt, als daß man auf Nachsicht oder Aenderung seines Entschlusses hätte rechnen können. Der Schuldner erbleichte darum auch tief und blickte bei dieser ge-stellten Alternative düster zu Boden.

„Begnügen Sie sich vorläufig mit dreihundert Thalern! hier sind sie!“ rief die Frau, rasch vor-tretend und reichte dem Gläubiger einen Beutel.

„Keinen Groschen weniger!“ lautete der feste Entscheid.

„Ich will mich verbürgen, Ihnen binnen acht Tagen schon die fehlende Summe zu schicken!“ sprach sie zitternd.

„So schicken Sie sie, und Ihr Mann ist dann frei,“ erwiederte er ruhig.

„Und jetzt?“ fragte sie tonlos.

„Reist er in meiner Begleitung nach Cöln und bleibt im Wechselarrest, bis er zahlt.“

Die Frau faltete in tiefer Trostlosigkeit die Hände, starrte auf das Kind, welches, in lautes Schluchzen ausbrechend, das glühende, fieberheiße Gesicht in beiden Händen verbarg und dann mit dem schmerzlichen Ausruf: „Ach mein Kopf, mein Kopf!“ zurücksank.

Die Eltern eilten wieder zum Sopha; auch Harald sprang auf, trat der Dame näher und sagte ernst:

„Sie werden nicht weiter reisen können, das Kind scheint schwer krank zu sein, und ich glaube, ein schnelles Einschreiten des Arztes ist nöthig. Erlauben Sie mir, rasch einen Doktor zu holen?“

Beide Eltern warfen Harald einen Blick der Dankbarkeit zu, und er enteilte dem Zimmer.

Als er dahin zurückkehrte, blies der Postillon bereits zum dritten Male, und die Zeit war dem Reisenden auf's Knappste zugemessen. Er sagte den Eltern, daß der Arzt sogleich kommen würde, wünschte, sie bald von der Sorge um das Kind befreit zu sehen und empfahl sich ihnen dann achtungsvoll, wenn

auch flüchtig. Eine leichte Blässe legte sich über sein edles, schönes Antlitz, als er sich zu dem kleinen Mädchen wandte. Sie lag mit geschlossenen Augen und verbundenem Kopfe da, und ihre brennend rothen Lippen waren leicht geöffnet. Sichtlich besorgt trat er zu ihr; doch als beim ersten Wort, das er an sie richtete, sie rasch die Augen gegen ihn aufschlug, erhellte ein freudiges Lächeln sein Gesicht. Tief beugte er sich zu ihr hinab, flüsterte leise einige Worte, ergriff ihre Hand, legte dann ein kleines Paquet in ihren Schooß und verließ sie darauf schnell. Sie fuhr empor, öffnete das Paquet, und ein lauter Freudenschrei entrang sich ihrer gepreßten Seele. Harald vernahm diesen Schrei in der Thüre; er wandte sich mit strahlendem Auge zu ihr hin — sie sah noch einen Moment sein von Freude — von Glück leuchtendes Antlitz — dann war er verschwunden! — — —

Kaum waren die Eltern auf den Schrei des Kindes herbeigeeilt, sahen sie in ihrem Schooße fünf Rollen Geld, auf denen eine 100 verzeichnet. Es war die Summe, welche fehlte, die Schuld des Bedrängten zu tilgen, — es war der größte Theil der Summe, welche die Präsidentin von Halden

Harald mitgegeben, um sogleich in Berlin die Spielschuld ihres Sohnes zu bezahlen! — — —

Tief erschüttert von dem Edelmuthe des jungen Mannes stürzten Beide, von gleichem Impulse getrieben, vor die Thüre. Die Post war bereits fort und nur noch am Ende der Straße sichtbar; — ein weißes Tuch wehte aber plötzlich aus dem Wagenfenster und zeigte ihnen, daß sie gesehen — ihre Absicht erkannt worden.

Die so natürliche Rührung beseitigte der Gläubiger, welcher athemlos und schreiend hinter ihnen her kam. Wie glücklich waren sie, ihn befriedigen zu können; doch athmeten auch Beide einen Moment leicht und frei, als er eine Viertelstunde später in einer Extrapost von dannen fuhr, so belastete doch bange Sorge Beider Herzen, als sie den Ausspruch des Arztes hörten, der ihnen den Zustand ihres Kindes als äußerst gefährlich bezeichnete.

Valentine von St. Allande, die seit Jahren Gemüthsbewegungen der heftigsten Art gehabt, während der letzten Wochen die härtesten Entbehrungen erduldet, täglich die schmerzlichsten Aufregungen erlitten und sich vor wenigen Tagen in der kalten Nacht, wo sie mehrere Stunden im Garten der An-

kunft ihres Vaters geharrt, wohl stark erkältet hatte, war endlich Allem erlegen, was zu mächtig auf ihr weiches Herz, ihren zarten Körper eingestürmt! — Wochenlang lag sie im Delirium, wochenlang bangten, zitterten ihre Eltern für das schwer bedrohte Leben des geliebten Kindes — dann endlich, nach namenloser Qual, nach tödtlicher Angst, gab der Arzt ihnen Hoffnung, wenn auch schwache Hoffnung! —

Inmitten dieser Todespein traten die Sorgen des alltäglichen Lebens, die kleinen und doch so großen Sorgen um die fernere Existenz an die unglückliche Mutter heran. Der Wirth, ängstlich gemacht durch die Scene, welche dem Eintritt der Familie St. Allande in sein Haus vorangegangen, verlangte stets höflich, aber doch bestimmt, Vorausbezahlung auf eine Woche. Drei Wochen hatte Juliane dieser Anforderung genügen können — an dem Tage, wo ihr Kind außer Todesgefahr erklärt, drohte die Gefahr von anderer Seite hereinzubrechen, denn ihre Geldmittel waren zu Ende — völlig zu Ende! —

Welch ein Segen war nun das alte Kreuz für Juliane! Kaum fiel ihr ein, wie gern Abraham Hain es zu besitzen gewünscht, für welche hohe Summe

er die Brillanten anzunehmen geneigt gewesen — besann sie sich jetzt keinen Augenblick, für das Wohl und die Ruhe Valentinens jenes Kleinod zu opfern.

Sie sandte das Kreuz an Abraham Hain — schrieb, wie nöthig sie des Geldes bedürfe. Kaum waren wenige Tage vergangen, als zu Julianens unaussprechlichstem Erstaunen das alte Erbstück des Hauses Tondern wieder in ihre Hand gelangte, dem werthvollen Kreuze aber die Summe von Zweitausend Thalern beigefügt war, die sie dafür verlangt. Schrieb auch Abraham Hain, es mache ihm Freude, ihr zu dienen, so kannte Frau von St. Allande den Geldverleiher doch zu genau, um nicht zu wissen, daß sie diese Thaten der Großmuth, des Edelmuths nicht der kleinen Gefälligkeit Valentinens danke, jene ihr gegebenen Summen nicht bloße Erkenntlichkeit für den Schutz waren, den ihre Tochter einst dem armen Benjamin gewährt.

Über den möglichen Zusammenhang des plötzlichen Wechsels in Abraham Hains Handlungsweise nachsinnend, fiel Frau von St. Allande ein, daß dieser Wechsel erst eingetreten, nachdem Hain durch Valentine ihren Namen erfahren.

An diesen einen Umstand reihten sich einzelne dunkle Erinnerungen aus der Vergangenheit, und plötzlich lichtete sich deren Eine. Deutlich wußte sie nun, daß, während sie noch Kind gewesen, ein Jude mit langem Bart eines Tages in Töndering erschienen und stundenlang mit ihren Eltern gesprochen; sie entsann sich, ihren Vater nie so ernst, finster und bleich, wie an dem Tage, — ihre Mutter noch nie so verwirrt gesehen zu haben, wie nach der Unterredung mit dem Fremden. Kaum lichtete sich dieses Bild aus vergangenen Tagen in ihrem Geiste, so trat mächtig eine andere, — eine spätere Erinnerung an sie heran — eine Erinnerung, die ihr Vater zitternd heraufbeschworen, als er sie düster gewarnt: „keinen Spieler zu heirathen. —" Juliane schauderte bei diesem Rückblick — schauderte, als sie daran dachte, wie sich alle finstern Prophezeihungen ihres Vaters erfüllt, und Entsetzen erfaßte ihre Seele, wenn sie sich ausmalte, wie er vielleicht jetzt, durch Abraham Hain von ihrer Lage benachrichtigt, vor sie hintreten könne, um Rechenschaft zu fordern über ihre Liebe zu St. Allande, über diese Liebe, der sie einst so schnell und leichtsinnig Heimath und Vaterhaus geopfert — um Rechenschaft

zu fordern über ihre Handlungsweise, die ihn elend gemacht, ihre Mutter in's Grab gebracht hatte! —

„Fort! fort! — damit er Dich nicht jetzt, nicht so, nicht in diesem Elend findet!“ so lautete der Angstschrei des stolzen, des durch ihre Lage und Verhältnisse so bitter gedemüthigten Weibes.

Valentinens Wünsche kamen denen der Mutter zuvor. Kaum, daß ihre klare Besinnung zurückgekehrt, so stand immer jene furchtbare Erinnerung vor ihrer Seele, wo man ihren Vater hatte der Freiheit berauben wollen, und wachend und träumend beschäftigte sie der entsetzliche Gedanke: ob nicht ein anderer Gläubiger eintreffen und in gleicher Weise, wie jener Reisegefährte, handeln könne. — Erschien nun solcher Gläubiger auch nicht persönlich, so doch eines Morgens durch die Gerichte ein bedeutender Wechsel.

St. Allande war zum Glück seiner persönlichen Sicherheit nicht im Zimmer anwesend, als der Gerichtsbeamte erschien. Der Wirth, der selbst gedeckt und gut bezahlt worden, und nach und nach tiefes Interesse für seine Gäste gefaßt, nahm sich der bedrängten Familie an; er verbarg den Bedrohten einige Tage in seinem Hause, verhalf ihm dazu,

heimlich in einer der durchfahrenden Posten zu entkommen, und als das gelungen, verschaffte er auch Frau von St. Allande und ihrer Tochter bald Gelegenheit, ungesehen und unbemerkt abzureisen.

Juliane würde sich gern von dem leichtsinnigen, flüchtigen und verfolgten Gatten getrennt haben; jedoch sie wagte das Valentinens wegen nicht zu thun und vereinte sich von Neuem mit St. Allande in Aachen, wo man sich sicherer als in Berlin glaubte.

Durch Beistand eines Bekannten, der eine hohe Stellung bei der Polizei einnahm, erhielten sie Pässe auf fremden Namen, und unter diesem lebten sie einige Monate in ungestörter Ruhe.

Diese zu ihrem Schutze angewandte Vorsicht war aber Ursache, daß ein Brief nicht in Julianens Hand gelangte, der den Poststempel „Rügen" trug und an demselben Tage im Hause des Wirths abgegeben wurde, als sie mit Valentine heimlich den Ort verlassen.

Bedauerte der Wirth zu der Zeit, nicht die Adresse der Familie von St. Allande zu besitzen, für die er lebhafte Theilnahme empfunden, so that es ihm noch inniger leid, nicht ihren jetzigen Wohnort angeben zu können, als einige Wochen später

zwei Herren bei ihm erschienen, die sehr angelegentlich nach dem Aufenthaltsorte des Vicomte von St. Allande und seiner Familie forschten. Anfangs hielt zwar der Wirth den Einen der Herren, der sich als „Abraham Hain" in das Fremdenbuch geschrieben, für einen Verfolger seiner früheren Gäste; jedoch die aristokratische Erscheinung seines Begleiters, des Generals von Halden, widerlegte bald die Befürchtung, und Beider warme Theilnahme an dem Schicksal der Verschollenen zerstreuten jeden seiner Zweifel.

St. Allande und seine Frau ahnten nichts in Aachen von dem Eifer, mit dem man nach ihnen forschte. Sie lebten dort äußerlich ruhiger, wie seit lange, wenn auch in die Herzen noch immer kein rechter Friede kommen wollte. Zu St. Allande's Besserung waren die hoffnungsreichsten Aussichten vorhanden; er verließ das Haus nur in Begleitung seiner Frau und Tochter und entfaltete während dieser Zeit in seinem ganzen Wesen noch einmal jenen mächtigen Zauber, der einst Juliane von Eckardstein entzückt und verblendet.

Victor von St. Allande glaubte jetzt selbst an seine Besserung, fühlte sich wohl, zufrieden, glücklich. Die gewaltigste aller Leidenschaften — das Spiel

— schien überwunden; doch die Hölle hält, was einmal sie erfaßt! —

Ein unglückliches Verhängniß führte St. Allande eines Tages, als Juliane und Valentine nicht zu Hause, an den Ort, wo seine Frau das alte Erbstück ihrer Familie, das Brillantkreuz, tief verborgen hatte — so sicher geborgen wähnte.

Wie strahlten sie ihm entgegen, diese funkelnden Brillanten! Sie erweckten mit ihren leuchtenden Farben all die glänzenden Träume, die seine Phantasie sich stets von diesem alten Familienkleinode erschaffen; lebendiger traten sie jetzt vor ihn hin, all die schmeichelnden Hoffnungen, die er an dessen Besitz geknüpft. Er erschrak förmlich vor seiner Freude über diesen Fund — erschrak noch mehr vor dem Gedanken, der Versuchung nicht widerstehen zu können.

Einmal widerstand er — wandte sich ab von dem Gegenstande seines ewigen Verlangens; doch er hatte sie erschaut, diese glänzenden Brillanten und ihre blendende Farbenpracht, die ihn Tag und Nacht umgaukelte, die in lachenden Trugbildern ihm Nacht und Tag die Fülle des Reichthums, den Glanz des Wohllebens vor Augen zauberte, verblendete ihn endlich doch.

An Victor von St. Allande wiederholte sich, was bereits vor Jahrtausenden bei dem ersten Menschenpaare geschehen, — auf Victor von St. Allande lastete der schwerste Fluch des Menschengeschlechts — die Schwäche — die Schwäche in der Stunde der Versuchung! — Und so erlag er denn der lockenden Stimme, die laut in seinem Herzen ertönte, ihn so mächtig zu dem Kreuze zog, wie sie wohl einst Adam und Eva zur verbotenen Frucht gelockt. Als er den Raub beging, da nahm er mit dem Kreuze nicht allein Derjenigen, die einst seinetwegen Alles geopfert, das Letzte — nicht allein ein Kleinod von hohem Geldeswerthe, sondern das höchste Kleinod ihres Herzens: den ersten, zarten Keim neuer Hoffnung, neuen Vertrauens, und diese That wurde sein zeitliches — vielleicht — ewiges Verderben.

Ende des ersten Bandes.




Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.





